Ein Waisenmädchen.

Roman

von

August Schrader.

Lindner'sche Lesebibliothek Leipzig

Erster Band.

Leipzig.

Druck und Verlag von C. W. Vollrath.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Bei armen Leuten.

Der Spätherbst brachte Sturm und Regen. Seit drei Tagen schon hatte kein freundlicher Sonnenstrahl die Erde beglückt, die das Gewand des Winters anzulegen begann. Hin und wieder mischte sich Schnee in den Regen, der aus dem grauen Himmel herabströmte. In der früh angebrochenen Dämmerung, es mochte kaum halb fünf Uhr Nachmittags sein, verließ eine Frau die äußerste Straße einer Vorstadt, um einen Fußpfad zu verfolgen, der über einen aufgewühlten Lehmboden in das Freie führte. Das große Tuch, das sie über den Kopf gezogen, schützte die Erschöpfte vor Wind und Wetter. In den Straßen der großen Stadt brannten schon die Gaslaternen; hier draußen milderte kein Lichtstrahl die rasch zunehmende Finsterniß. An einer Pappel, durch deren blätterlose Zweige der feuchte Sturm sauste, blieb die Frau stehen; sie setzte den schweren Korb zu Boden, den sie am Arme trug. Seufzend trock-

nete sie die Schweiß- und Regentropfen von der glühenden Stirn, dann lehnte sie sich an den Stamm des Baumes, theils um eine Stütze, theils um Schutz zu finden vor dem Luftzuge. Nur zwei Minuten hatte die Arme sich Rast gegönnt; rasch zog sie das Tuch über den Kopf fester und griff zu dem Korbe.

— Ich muß fort! stöhnte sie. Meine Kinder warten!

Sie hob den schweren Korb empor.

Wohl glitt ihr Fuß aus auf dem schlüpferigen Boden, sie achtete dessen nicht, ächzend eilte sie weiter, in die Nacht, in den Nebel hinaus, der wie eine dichte Masse sich ausbreitete und alle Gegenstände in greifbares Dunkel hüllte. Der Platz war groß, über den der Weg führte; fast zehn Minuten brauchte die Frau, ehe sie das entgegengesetzte Ende desselben erreichte. Hier lag eine Gruppe kleiner Häuser, aus deren Fenstern Licht schimmerte. Vor dem letzten derselben blieb die Frau stehen. Die Fenster, noch nicht durch Läden geschlossen, waren dunkel. Der Sturm trieb prasselnd den Regen an die Glasscheiben. Die Frau lauschte. Kein Laut, keine Bewegung ließ sich in dem Innern des Gebäudes vernehmen, das nur aus einem Erdgeschosse bestand.

— Gott sei Dank, flüsterte die Erschöpfte, die lieben Kinder schlafen noch!

Mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche zog, erschloß sie die Thür. Auf dem Vorplatze setzte sie den Korb zu Boden, ging in die Küche und zündete eine Lampe an, mit der sie zurückkam. Armselig genug sah es in dem kleinen Raume aus, aber überall herrschten Ordnung und Reinlichkeit. Die Bewohnerin, diese war es, die soeben angekommen, warf das durchnäßte Tuch ab und breitete es auf einem Holzschemel aus. Nun öffnete sie leise und vorsichtig die Thür und betrat ein Stübchen, das mit anständigen Möbeln ausgestattet war.

— Mutter! rief die Stimme eines Kindes.

Die Stimme kam aus der Kammer.

— Ich bin es! antwortete die Mutter.

Das Lämpchen tragend eilte sie in die Kammer.

Das Licht beschien zunächst ein Bett, in dem zwei Kinder lagen. Das eine schlief, das andere streckte die Aermchen aus.

— Ich fürchte mich, Mutter! rief das Kind.

— Leise, leise, daß Dein Brüderchen nicht erwacht.

Sie küßte den rothen Mund der Tochter, eines Mädchens von fünf Jahren.

— Es ist so dunkel in der Kammer! sagte traurig das Kind, die Arme um den Hals der Mutter schlingend.

— Nun bin ich bei Dir, mein Lorchen.

— Gehst Du auch nicht wieder fort?

— Nein, ich bleibe und sorge für Dich!

Das Kind hatte sich emporgerichtet.

— Mich hungert, liebe Mutter! sagte es traurig.

— Kann es mir wohl denken, Du hast ja den ganzen Tag nichts gegessen. Nun aber sollst Du Milch bekommen und Semmel. Bleibe nur noch so lange in Deinem Bette bis ich Feuer angezündet habe.

Die Mutter küßte den kleinen Schläfer, einen Knaben von kaum drei Jahren, und eilte in das Stübchen zurück. Schon nach zwei Minuten flackerte ein Feuer in dem Ofen, der den kleinen Raum rasch erwärmte. Geschäftig holte die Frau die Gegenstände aus dem Korbe, Speisevorräthe der verschiedensten Art, und traf die Vorbereitungen zum Nachtessen. Jetzt erst dachte sie daran, die durchnäßten Kleider abzulegen. Die Arme, wie hatte sie unter der Ungunst des Wetters zu leiden gehabt! Bald trug sie einen schlichten Hausrock von Kattun, ein weißes Häubchen und wärmende Filzschuhe.

Betrachten wir die Mutter, die mit so großer Aufopferung für ihre Kinder sorgt. Sie ist eine Frau von sechsundzwanzig Jahren, bleich und hager von schwerem Kummer und harten Entbehrungen; aber ihre Züge sind noch so schön und verrathen einen so hohen Grad von Intelligenz, daß man sich wundern muß, sie in einem der Häuser zu finden, die von völlig verarmten Leuten bewohnt werden. Auch die wenigen Möbel, Reste einer glücklichen Vergangenheit, legen Zeugniß ab, daß Frau Wilhelmine Hube sich einst in besseren Räumen bewegt hat. Ihre Gestalt, schlank und edel, trägt einen fast noch jungfräulichen Charakter; sie verrichtet die niedere Hausarbeit rasch und lebendig, greift mit ihren kleinen Händen Holz, Kohlen und Geschirr an, als ob sie seit früher Jugend in der Küche gedient hätte, und sieht dabei von Zeit zu Zeit nach den Kindern, die immer noch in ihrem Bettchen liegen. Lorenz Hube, der Gatte Wilhelminen's, war ehemals Advokat, jetzt büßt er eine Zuchthausstrafe ab, die das Gericht eines von Hube raffinirt ausgeführten Betrugs wegen über ihn verhängt hat.

Als der Gatte ihr entrissen wurde, trug sie das jüngste Kind noch unter ihren Herzen; derselbe Tag, der den Vater in das Zuchthaus führte, war der

Geburtstag des Sohnes, der zwanzigste November ... und heute neigte sich dieser Tag seinem Ende zu. Wilhelmine war von einem sauren Gange zurückgekehrt. Entblößt von allen Mitteln, hatte sie es über sich gewonnen, einen Onkel ihres Mannes um Unterstützung zu bitten. Andreas Hube, ein sehr reicher Rentier, war erbittert auf die junge Frau, weil Lorenz Hube, der angehende Advokat, sie gegen den Willen der Familie geheirathet, großen Aufwand getrieben, mehr ausgegeben als eingenommen und sich endlich zu der Betrügerei hatte verleiten lassen, die den verblendeten Mann in Schande und Elend gestürzt. Onkel Andreas, stolz auf die Unbescholtenheit seines Namens, zählte nun einen Züchtling zu den Gliedern seiner Familie; er warf alle Schuld auf die schöne Wilhelmine, die nach seiner Ansicht zu großen Aufwand gemacht und von ihrem Manne zu viel gefordert hatte. Trotzdem hatte er ihr heute fünfzig Thaler mit dem Bedeuten geschenkt, daß sie ihm ferner nicht mehr unter die Augen treten sollte, er habe sich ein- für allemal losgesagt von der Verbrecherfamilie, die Schimpf und Schande über ihn gebracht, er wolle und könne weitere Unterstützung nicht spenden. Wilhelmine, die sich ihrer Schuldlosigkeit bewußt, würde nach so harten Worten das Geld

zurückgewiesen haben, wenn sie ihrer darbenden Kinder nicht gedacht hätte. Die Mutterliebe war stärker als der Stolz; sie hatte die Thaler genommen, hatte die nöthigsten Einkäufe gemacht und den Rückweg angetreten, auf dem wir sie begleitet haben.

Beobachten wir die unglückliche Frau.

Nachdem sie ihre Mutterpflichten erfüllt und die zarten Wesen gespeist hatte, gab sie sich für kurze Zeit der Unterhaltung mit ihnen hin. Den kleinen Albert beschenkte sie mit neuen Schuhen und Lorchen erhielt eine warme Jacke. Die Freude der Kinder erregte schmerzliche Gefühle in der Brust der verlassenen Frau; Thränen rannen über ihre bleichen Wangen.

— Warum weinst Du, liebe Mutter? fragte die fünfjährige Leonore, die Onkel Andreas Hube ihren Pathen nannte.

— Frage nicht, liebes Kind!

— Heute ist doch Albert's Geburtstag.

— Nun ja, ich weine vor Freude.

— Gestern war auch Geburtstag bei dem Nachbar Blum, da hat der Vater der kleinen Martha ein neues Kleid geschenkt.

Nachbar Blum war ein Handarbeiter, der mühsam seine zahlreiche Familie ernährte. Die beiden

Mädchen trafen sich oft auf dem Platze zwischen den beiden Häusern.

Wilhelmine küßte hastig das geschwätzige Kind.

— Wenn Dein Geburtstag ist, schenke ich Dir ebenfalls ein neues Kleid.

— Mutter, rief das Mädchen, haben wir denn keinen Vater mehr?

— Fort, zu Bett, Lorchen!

— Unser Vater ist wohl todt? fragte beharrlich das Kind.

Ein Thränenstrom entstürzte den Augen der Mutter.

— Ja, er ist todt! schluchzte sie; ihr armen Kinder habt keinen Vater mehr. Aber seid getrost, ich sorge für euch, ich arbeite Tag und Nacht, um euch vor Noth zu schützen. Der liebe Gott wird mir beistehen, wird mir Kraft geben, euch zu guten Menschen zu erziehen.

Gewaltsam trug sie die Kinder in das Bett.

Lorchen mußte das Abendgebet sprechen.

— Amen! wiederholte die Mutter. Nun ruhet sanft unter dem Schutze der Engel Gottes!

Sie zog die Decke fester, küßte die Kinder und ging in das Stübchen zurück.

— Ist das ein Tag! flüsterte sie vor sich hin.

Ich muß mich fassen, daß ich nicht wieder krank werde! Die Beleidigung des alten Hube will ich vergessen, er ist eben so geizig als reich.

Sie holte ein Tuch aus dem Korbe, das sie öffnete. Die Silberthaler des Onkels wurden sichtbar.

— Mit dieser Summe hat er mich abgekauft! dachte sie schmerzlich. Für den reichen Mann ist sie eine Kleinigkeit, für mich ist sie ein großer Schatz. Nein, ich will dem Alten nicht zürnen, ich will ihn vielmehr segnen, er hat mich ja vor der Noth des beginnenden Winters geschützt. Nun werde ich die nöthigsten Einkäufe an Holz und Kohlen machen, werde die Kinder mit wärmenden Kleidern versorgen und den Hauszins vorausbezahlen. Zwar ist diese Wohnung dürftig und abgelegen, aber ich darf von Glück sagen, daß man sie mir überlassen hat. Ach, die größte Sorge ist mir vom Herzen genommen, ich kann mich einrichten und die Kaution erlegen, die das Stickereigeschäft bei Uebergabe der Arbeit von mir fordert. Es ist recht traulich in diesem Stübchen, ganz geeignet zum stillen Arbeiten ... Gewiß, ich werde Tag und Nacht nicht rasten, um zu verdienen. Einst war es anders, da wohnte ich in prachtvollen Zimmern, hatte Bedienung ... Fort mit diesen Ge-

danken, ich darf keine Vergleiche anstellen; darf nur an die Gegenwart und an die Zukunft denken.

Wilhelmine zählte die Thaler und theilte sie zu den verschiedenen Zwecken ein, die sie damit zu erreichen hoffte.

Die Heftigkeit des Wetters hatte indeß zugenommen; starke Windstöße peitschten den Regen an die Fensterscheiben, daß sie erklirrten. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein dumpfes Brausen, das das ganze Häuschen umzog. Wilhelmine wagte nicht hinauszugehen, um die Läden zu schließen.

— Wozu auch? flüsterte sie. Vor Dieben bin ich sicher; Leute, die stehlen wollen, brechen bei der Armuth nicht ein, und daß in diesen Häusern nur arme Leute wohnen, ist hinlänglich bekannt. Mögen die Läden offen bleiben, ich will mich dem Unwetter nicht noch einmal aussetzen. Ist es doch, als ob der Himmel alle Schleusen geöffnet habe, um die Erde mit Wasser zu überschütten.

Sie trat zu dem Fenster, dessen Flügel sie sorgfältig schloß.

— So ist es gut! meinte sie. Der Regen kann nicht eindringen.

Nun verbarg sie das Geld in einem Kasten der Kommode, holte Wäsche hervor, setzte sich an den Tisch

und begann zu nähen. Sie wollte die Abendstunden nicht ungenutzt verstreichen lassen. Wie flink ging ihr die Arbeit von der Hand, wie sorgfältig besserte sie die kleinen Hemdchen der Kinder aus. Trotzdem sie sich bemühte, nur an die für den Augenblick günstig gewordene Lage zu denken, um sich vor Gemüthserregungen zu wahren, die, wie sie aus Erfahrung wußte, ihrer Gesundheit schadeten ... so mußte sie doch nicht selten die Augen trocknen.

— Lorenz hat mehr als leichtsinnig gehandelt! flüsterte sie. Er hätte sich von jenen schlechten Menschen zurückziehen sollen, die ihn zum Spielen und zum Trinken verleitet haben. Wo sind sie jetzt, die ihm das Geld abgewonnen? Mich weisen sie höhnend ab und ihn, der mit vollen Händen spendete, nennen sie einen frechen Betrüger. Ich will den Verdacht tragen, daß ich ihn zur Verschwendung verleitet habe ... erscheint doch sein Verbrechen dadurch in einem milderen Lichte. Wie oft habe ich ihn gewarnt und unter Thränen zur Umkehr ermahnt ... Alles war vergebens! Ich weiß, Lorenz hat mich aus Liebe geheirathet, ohne alle Nebeninteressen, denn ich war arm, eine einfache Modistin, die von ihrer Hände-Arbeit lebte ... O, hätte ich nur den schrecklichen Gedanken nicht: der Mann, den du liebst, der Vater

deiner unschuldigen Kinder, er arbeitet im Zuchthause unter den gemeinsten Verbrechern! Was soll werden, wenn seine Strafzeit zu Ende ist? Ein Mann, der acht Jahre . . .

Sie legte beide Hände vor das Gesicht. Ein schreckliches Bild entfaltete sich vor ihrem inneren Auge.

— Hinweg, fuhr sie auf, hinweg! Wer weiß, ob ich noch lebe, wenn diese schreckliche Zeit eintritt . . . Wer weiß, ob Lorenz je die Strafanstalt verläßt, denn er ist schwach von Körperkonstitution . . . O, mein Gott, welche Wünsche steigen in mir auf!

Wilhelmine weinte lange. Ihr Kopf schmerzte, ihre Augen brannten wie Feuer. Sie schob das Körbchen, in das sie die Wäsche gelegt, bei Seite.

— Genug, ich kann nicht mehr arbeiten. Die Erregung, in die der hartherzige Onkel mich versetzt, und der bei dem schlechten Wetter doppelt anstrengende Weg haben mich erschöpft . . . So will ich denn ruhen, wenn anders der Schlaf mich nicht flieht, wie es schon manche Nacht geschehen . . . Ach, der liebe Gott wird mir ja gnädig sein!

Die bleiche Frau faltete die Hände, sah zum Himmel empor und betete.

Eine kleine Uhr, die an der Wand hing, schlug neun.

— Noch nicht später! dachte Wilhelmine. O, diese Winternächte sind endlos!

Traurig erhob sie sich und traf die Vorbereitungen zur Nachtruhe. Es war ihr lieb, daß dieser Tag zu Ende ging, der zwanzigste November, an dem sie den Knaben erhalten, aber den Gatten verloren hatte.

Der Sturm hatte sich immer noch nicht gelegt, er schien vielmehr mit größerer Heftigkeit zu wüthen. Heulend umtobte er das Häuschen, das trotzig seinen Angriffen Widerstand leistete. Wilhelmine nahm das Lämpchen und ging in die Kammer, nachdem sie noch einmal den Schlüssel in dem Schlosse der Hausthür umgedreht hatte. Furcht kannte sie nicht, obgleich sie allein das einsam liegende Gebäude bewohnte; sie baute auf ihre Armuth, die die Habgier böser Menschen nicht reizte.

Die beiden Kinder lagen im ruhigen Schlummer; die Mutter betrachtete sie lange mit einer wehmüthigen Freude.

— Ach, flüsterte sie, der Vater fehlt ihnen! Und kehrt er auch nach Jahren zurück, was kann er

für sie thun? Der gnädige Himmel schütze euch; ich werde sorgen so viel ich kann.

Wilhelmine zündete ein Nachtlicht an, das in einem mit Oel gefüllten Glase schwamm. Das Flämmchen verbreitete so viel Licht, daß alle Gegenstände in einer hellen Dämmerung erschienen. Sie mußte, wenn sie Nachts aufwachte, die Kinder sehen und sich überzeugen können, daß die kleinen Glieder unter der warmen Decke lagen. Oft auch begehrte eines von ihnen zu trinken, dann konnte die Mutter rasch den Wunsch erfüllen, ohne zuvor Weitläufigkeiten zu haben. Noch einmal betrat sie das Stübchen, um die Lampe auf den Tisch zu setzen. Da ließ sich ein Klopfen an dem Fenster vernehmen. Wilhelmine erschrak.

— Was ist das? flüsterte sie.

Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben, das Tosen des Sturmes brachte ja wunderliches Geräusch hervor. Wer auch sollte um diese Zeit zu ihr kommen, zu ihr, der unglücklichen Gattin eines Sträflings, die von aller Welt gemieden ward. Aber da klopfte es wiederum und diesmal hatte sie deutlich vernommen, daß eine Hand drei Schläge an die Fensterscheibe gethan. Wilhelmine war eine muthige Frau, sie setzte die Lampe auf den Tisch und näherte

sich dem Fenster, wähnend, es sei ein Unglücklicher, der Hilfe begehre, vielleicht ein Nachbar.

— Wer ist da? fragte sie laut.

Jetzt sah sie eine Hand, die an die Scheibe klopfte.

— Was giebt es denn? fragte sie wiederholt.

Eine dumpfe Stimme antwortete:

— Erbarmen Sie sich eines armen Reisenden, der verschmachtet.

— Eines armen Reisenden?

— Im Namen Gottes!

— Die Stadt ist nicht weit.

— Aber ich kann sie nicht erreichen.

— Hier wohnt eine ganz arme Familie, die Ihnen nichts zu bieten vermag.

— Nur ein Stückchen Brot, und ich bin gerettet!

Diese Worte wurden in einem herzzerreißenden Tone gesprochen.

— Warten Sie, rief mitleidig die Frau, mit einem Stückchen Brot kann ich helfen!

Sie eilte zu dem Schranke, schnitt ein Stück Brot ab und kam zurück. Mit zitternder Hand öffnete sie das Fenster. Eine naßkalte Zugluft drang herein.

— Nehmen Sie, ich gebe es vom Herzen gern!

Das Brot verschwand.

— Dank! murmelte eine tiefe Stimme.

Die bleiche Frau wollte das Fenster wieder schließen, aber die Hand des Fremden hatte den Flügel erfaßt.

— Warten Sie noch! bat er hastig.

— Warum denn?

— Nur eine Minute!

Ein entsetzlich blasses Gesicht zeigte sich und dunkel glühende Augen starrten die mitleidige Spenderin an.

— Wer sind Sie denn, liebe Frau? fragte eine bebende Stimme.

Der armen Wilhelmine vergingen fast die Sinne.

— Wer ich bin? stammelte sie.

— Ich muß es wissen.

— Warum denn?

— Ich muß es wissen, es koste was es wolle!

Die Hand des Fremden drückte das Fenster zurück, ohne daß die Frau es hindern konnte. Regungslos vor Entsetzen starrte sie das schreckliche Gesicht an.

— Wilhelmine! jammerte die Stimme draußen.

Sie mußte sich an der Kommode halten.

— Du bist Wilhelme Hube! fuhr der Fremde fort.

Wilhelmine hatte die Stimme schon erkannt.

— Lorenz! kreischte sie auf.

Die arme Frau starrte ihm entsetzt in das bleiche Gesicht, das sich dicht an dem offenen Fenster zeigte.

— Ist's denn auch wahr? stammelte sie kaum hörbar.

Der Mann draußen hatte seine Fassung schon wieder erlangt; er legte den Arm auf die Fensterbrüstung und fragte:

— Wilhelmine, bist Du allein?

— Ich bin allein.

— Und wo ist unser Kind?

Sie deutete mit der bebenden Hand nach der Kammer, da ihr für den Augenblick die Sprache versagte. Der Mann glotzte neugierig in das Zimmer, das immer noch von der Lampe erhellt ward.

— Oeffne mir, Wilhelmine!

Leichenbläße bedeckte das Gesicht der jungen Frau!

— Gleich! hauchte sie vor sich hin.

Regungslos, die Hand auf das Möbel gestützt, stand sie da.

— Willst Du mich nicht einlassen?" fragte bitter der Mann.

Sie schwankte die Hausflur hinaus und öffnete

die Thür. Lorenz folgte ihr in das Stübchen zurück. Als er eintrat, lag die Frau bebend auf einem Stuhle.

— Lorenz! schrie sie auf.

Das entsetzliche Aussehen des Sträflings hatte ihr diesen Schrei erpreßt.

— Freilich, in Gala komme ich nicht! sagte er höhnend. Ich bin ein Flüchtling, ein Verfolgter, der die ebenen Landstraßen meiden muß, um dem Auge der Polizei zu entgehen. Hunger und Durst zwangen mich an das Fenster dieses Häuschens zu klopfen ... ein günstiger Zufall wollte, daß ich Dich traf ...

Er sah mit funkelnden Blicken durch das Zimmer. Seine Kleider trieften, die Stelle, auf der er stand, war schon mit Wasser angefüllt. Der Flüchtling trug einen blauen Kittel, der bis an die Kniee reichte. Die Beinkleider, der Stoff derselben ließ sich nicht erkennen, waren zerrissen, durchnäßt und beschmutzt; man sah die nackten Füße, die in schweren, mit Koth bedeckten Schuhen stacken. Ein starker, knotiger Stock diente als Wanderstab. Als Lorenz den Hut abnahm, zeigte sich sein kurz geschorenes Haar, das borstenartig emporstand. Sein Gesicht war hager und von den Einflüssen der Witterung braun geworden. Als Advokat war Lorenz eine elegante, fast zierliche Erscheinung gewesen, denn er hatte stets

große Sorgfalt auf seine Toilette verwendet; heute war er ein halb verhungerter Landstreicher, ein Mensch, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien.

— Kannst Du mich nicht besser empfangen? fragte er nach langer Pause.

— Warte nur eine Minute noch, ich muß mich fassen! Deine Ankunft erfolgte so unerwartet . . .

Sie preßte beide Hände auf die schwer athmende Brust. Plötzlich sprang sie auf.

— Wohin? rief der Flüchtling.

— Ich will die Fensterladen schließen.

— Ah, diese Vorsicht ist gut!

Wilhelmine war verschwunden. Gleich darauf hörte man das Geräusch, das das Schließen der Läden verursachte. Lorenz Hube sah nach allen Seiten um sich, ohne die Stellung zu verändern.

— Man hat sie sinken lassen! zischte er vor sich hin. Ich kenne diese Häuser, die nicht im besten Geruche stehen . . . Tiefe Armuth und verborgenes Laster wohnen hier. Was in der Stadt verstoßen wird, findet hier ein Unterkommen . . . Und Andreas Hube, der Bruder meines Vaters, ist ein steinreicher Mann . . .

Er drückte den Hut zusammen, daß das Wasser auf die Erde tröpfelte.

Dann sank er vor Erschöpfung auf dem Stuhle nieder, der ihm zur Seite stand.

So fand ihn die zurückkehrende Wilhelmine.

— Gib mir die Hand, liebes Weib! sagte er düster.

Sie reichte sie ihm.

— Lorenz, ich bin recht unglücklich!

Die bleiche Frau brach in lautes Schluchzen aus; ihr ganzer Körper bebte unter der Last der Gefühle, die auf sie einströmten.

— Die Wohnung, in der Du Dich befindest, ist bezeichnend genug für Deine Lage. Onkel Andreas ist ein Schurke! O, daß ich so dumm war, ihn zu schonen!

Er legte die geballte Faust an die Stirne.

— Sind denn solche Dinge möglich? rief er bitter lachend aus. Genug für den Augenblick, ich werde mich später erklären und mit Dir berathen. Vielleicht gibt es noch eine Vorsehung, denn sie ließ mich an das Haus klopfen, in dem Du wohnst ... Wilhelmine, ich will Dich nicht an die Brust drücken, die in Sträflingskleidern steckt ... aber das Herz darin schlägt noch warm für Dich. Es ist wahr, ich habe einen Betrug verübt, habe große Summen unterschlagen ... Onkel Andreas hätte mich retten kön-

nen, dann wäre ich heute noch ein geachteter Mann, könnte für Weib und Kind sorgen. Der herzlose Geizhals ließ mich vor die Schranken des Gerichtes und in das Zuchthaus schleppen ... Und das Zuchthaus ist für den gebildeten Mann der Tod! O, Wilhelmine, ich habe furchtbar gelitten in dem Grabe, in das man den Lebenden geworfen ... Der Gedanke an Dich nagte wie ein Skorpion an meinem Herzen ... lange habe ich auf die Gelegenheit gewartet zu entspringen ... Oft fürchtete ich den Verstand zu verlieren, weil sich kein Hoffnungsstrahl zeigte ... da gelang es mir endlich, in die Freiheit zu kommen ... O, wie athmete ich auf, als ich das weite Feld vor mir sah! Der Abend brach schon an und der Regen strömte hernieder ... Ich eilte fort, bis ich erschöpft zu Boden sank. Siehst Du diesen Kittel und diesen Hut, die mich vor dem Erkanntwerden schützten? Ich habe sie von einem Zaune genommen, auf dem sie zum Trocknen lagen ... Die Noth trieb mich, die Hülle zu nehmen, wo ich sie fand. Aber auch die Sehnsucht nach Dir, Wilhelmine, die Du mit mir leiden mußt. Man hat mir nicht geschrieben und ich wollte Gewißheit über Dein Schicksal haben ...

Hube schwieg, die Kraft hatte ihn verlassen.

Wilhelmine brachte ihm Brot und Milch, Reste des Abendessens.

— Stärke Dich! rief sie weinend. Ich würde Dir mehr geben, wenn ich mehr hätte.

Dann zündete sie Feuer im Ofen an.

— Ich esse nur so viel, sagte Lorenz, als nöthig ist, um mich vor völliger Entkräftung zu sichern. Mein Weg ist noch weit, sehr weit ... auch darf ich nicht lange rasten, die Gensdarmerie wird schon thätig sein, um meine Spur zu entdecken.

Er aß von dem Brote und trank von der Milch. Während dieser Zeit hatte Wilhelmine trockene Kleider geholt.

— Hier ist noch einiges von Deiner Garderobe, sagte sie schluchzend; ich habe die Kleider aufbewahrt ... Lege schnell die nassen Lumpen ab. Du siehst erschreckend aus.

Lethargisch ging Lorenz mit den Kleidern hinaus. Wilhelmine trug ihm die Lampe nach. Während der Mann auf der kleinen Hausflur Toilette machte, stand die Frau weinend an dem Bette der Kinder.

— Es ist ein Glück, flüsterte sie, daß sie den Vater nicht sehen! O, mein Gott, verleihe mir Kraft,

die furchtbare Scene zu ertragen, die nun folgen wird.

Sie kniete nieder und legte ihr brennendes Gesicht auf die Kissen. Draußen tobte der Sturm fort und der Regen schlug prasselnd an die verschlossenen Fensterläden.

2.

Der Plan des Flüchtlings.

— Wilhelmine! rief leise eine Stimme.

Die bleiche Frau sah empor. Lorenz stand, völlig umgekleidet, in der Thür. Die Bläſſe und die Hagerkeit seines Gesichts ließen sich jetzt deutlicher erkennen als zuvor. Und das kurz geschorene Haar, das Zeichen des Strafhauses ... Wilhelmine zuckte heftig zusammen, aber sie verbarg das gräßliche Gefühl, das in ihr aufkeimte. Schweigend deutete sie auf die kleinen Schläfer, deren liebliche Gesichter von dem milden Scheine des Nachtlichts getroffen wurden. Lorenz trat näher.

— Lorchen! murmelte er.

Alle Muskeln seines Gesichts zuckten.

— Du siehst unsern Albert zum ersten Male! flüsterte die Mutter, die sich kaum noch aufrecht erhalten konnte.

Der Vater berührte nur mit der Hand seine Kinder.

— Wartet nur, murmelte er ganz leise, es soll euch schon gut ergehen!

Thränen rollten über seine hageren Wangen.

— Unsere armen Kinder! jammerte die Mutter.

Der ehemalige Advokat biß erbittert die Lippen zusammen.

— Sprich keinen Vorwurf aus, Wilhelmine! bat er zitternd. Ich bin nicht so schuldig als die Welt wähnt! Ich bin es wahrhaftig nicht!

Das kleine Mädchen regte sich, es schien erwachen zu wollen.

— Komm, komm, rief leise die Mutter.

— Soll meine Tochter mich nicht sehen?

— Sie würde Dich nicht erkennen.

Der Flüchtling warf einen langen Blick auf die schlafenden Kinder.

— Ich kenne mein Ziel, sagte er dann, ich kenne es genau. Diese hoffen auf mich und sie sind dazu berechtigt ... Aber die Gesetze morden mich, machen meine Kinder zu Waisen, meine Frau zur Wittwe! Diesen Anblick werde ich nie vergessen.

Den Vorsatz, die kleinen Schläfer zu küssen, führte er nicht aus; er starrte sie noch einige Augenblicke an, dann ging er in das Zimmer zurück, das von der Lampe mild erhellt ward. Dem Ofen ent-

strömte eine erquickende Wärme, die der Advokat mit den Worten begrüßte: „Ah, wie behaglich!“ Die Hände nach dem Ofen ausgestreckt blieb er stehen. Wilhelmine schob ihm einen Stuhl zu, auf dem er sich niederließ und die Beine übereinanderschlug. Den Kopf ließ er auf die verschlungenen Arme herabsinken. Er schien die Umgebung vergessen zu haben oder zu schlafen, denn er regte sich nicht mehr.

— Mein Gott, dachte schaudernd die arme Frau, wie wird das enden! Der Kelch meiner Leiden soll sich füllen bis zum Rande.

Der Gatte fuhr plötzlich auf:

— Wilhelmine!

— Sprich leise, Lorenz; Du weist, daß die Kinder schlafen.

Er strich mit der Hand über die Stirn.

— Es ist wahr, ich dachte nicht daran!

— Willst Du noch essen und trinken?

— Nein, nein!

— Stille nur völlig Deinen Hunger, ich habe noch genug . . .

— Setze Dich zu mir und erzähle, ich muß Alles wissen, Alles! Verschweige mir Nichts, ich muß jeden Schurkenstreich erfahren, den man an Dir und meinen Kindern verübt hat. Dein Bericht wird mir

zugleich zeigen, was ich für die Zukunft zu hoffen habe und wie ich handeln muß, um eine neue Stellung zu erringen.

Wilhelmine glaubte dieser Aufforderung nachkommen zu können.

— Meine Geschichte ist kurz, begann sie traurig. Du kannst sie immerhin hören. Den Eindruck, den die Nachricht von Deiner Verhaftung auf mich ausgeübt, brauche ich Dir wohl nicht zu schildern. Ich glaubte, Du wärst sicher entkommen und erwartete stündlich einen Brief, in dem Du mich aufforderteſt, Dir zu folgen.

Hube warf bitter lächelnd ein:

— Ich habe es dumm angefangen, sehr dumm! Wahrlich, ich selbst trage die Schuld daran!

Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn.

— Jetzt bin ich klüger geworden, fügte er hinzu, diesmal soll mich die feinste Polizeinase nicht ausspüren. Ich komme sicher nach Amerika, so sicher als ich für Dich und unsere Kinder zu sorgen gedenke. Weiter, weiter!

Lorenz streckte die Hand aus, ohne sich umzusehen.

— Ich lief sogleich zum Onkel Andreas.

— Ah, zu ihm. Natürlich, wir haben ja einen Verwandten weiter nicht.

— Der Onkel schäumte vor Wuth, er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, verwünschte alle Advokaten und beklagte sich in den heftigsten Ausdrücken über die Schande, die über den Namen Hube gekommen. Zu machen sei nichts, meinte er, der Prozeß müsse nun ruhig seinen Gang nehmen. Zugleich überhäufte er mich mit schrecklichen Vorwürfen, denn ich soll nach seiner Meinung einen zu großen Haushalt geführt und zu viel auf Putz verschwendet haben, zu viel für einen jungen Advokaten, der noch keine bedeutende Praxis habe . . . Mit einem Worte, unsere Verheirathung trage die Schuld an Allem. Auf meine Betheuerung, daß ich sehr ökonomisch gewirthschaftet habe, antwortete er mit verletzendem Hohne; er sprach von leichtsinniger Modistin, von seinem einfältigen Neffen, der wohl eine andere Partie hätte machen können, und wies mir die Thür. Rathlos kehrte ich in meine Wohnung zurück. Da kam Dein Freund, der Doktor Lau, der sich mir als Dein Vertheidiger vorstellte; er kündigte mir an, daß die ganze Wohnung versiegelt werden solle, daß ich meine Sachen einpacken und ein anderes Unterkommen suchen solle. Ich nahm nur das, was ich als mein recht-

mäßiges Eigenthum betrachten konnte und bezog ein einfaches Quartier, das gerade zu haben war. Zweimal mußte ich vor Gericht erscheinen. Der Richter befragte mich, ob ich wisse, wohin Du das viele Geld gethan, das Du der gräflichen Kasse entnommen. Ich mußte beschwören, daß ich keine Auskunft geben konnte. Endlich hatte ich Ruhe; man forderte mich nicht mehr. Du wurdest verurtheilt ... Ich konnte von Dir nicht Abschied nehmen, da am Tage Deiner Abführung in die Strafanstalt unser Albert das Licht der Welt erblickte. Ach, es war dies ein mehr als trauriger Tag ... ich glaubte, er würde mir das Leben kosten. Aber der Himmel nahm mich in seinen Schutz; war ich auch schwach und hinfällig, ich konnte doch für unsere Kinder sorgen. Das Geld, das Du mir hinterlassen, schützte uns in erster Zeit vor Noth und Entbehrung. So viel ich mich auch einrichtete, ich gab den letzten Thaler aus. Anhaltend arbeiten konnte ich nicht; ich suchte Hilfe bei dem reichen Onkel. Anfangs warf er mir, wie einer fremden Bettlerin, kleine Summen zu; später aber verbot er mir das Kommen, ich solle arbeiten, herrschte er mich an, solle das alte Handwerk wieder hervorsuchen, das ich eigentlich nie hätte aufgeben sollen.

— O, dieser Schurke! rief der Gatte, der mit Spannung zuhörte.

— Ich suchte einige Freundinnen auf, sie bedauerten mich, schenkten mir eine Kleinigkeit und versicherten, es sei ihnen unmöglich, mehr für mich zu thun. Nun arbeitete ich Tag und Nacht für ein Modegeschäft; trotz des kärglichen Lohnes gelang es mir, mich durchzuschlagen. Ich gab die Wohnung, als zu kostspielig, auf, und bezog eine Dachkammer. Da ward Lorchen krank ... Ach, ich verbrachte einen gräßlichen Winter! Zweimal stand ich an der Thür des reichen Onkels ...

— Hat er Dich abgewiesen?

— Nein, ich habe nicht geöffnet, Angst, Scham und Stolz hielten mich zurück. Lorchen genas wieder, ich verdoppelte meine Arbeitskraft, der Winter verging, aber ich ward krank als der Frühling kam. Der Armenarzt behandelte mich und ihm verdanke ich, daß ich dieses Häuschen beziehen konnte ... Ich war für die Dachkammer den Miethzins schuldig geblieben, der Hauswirth wollte mich auf die Straße werfen lassen.

Lorenz zuckte heftig zusammen.

— Infam, infam! zischte er vor sich hin. Du

findeſt kein Mitleid, weil Du die Frau eines Verbrechers biſt! Nur weiter, weiter!

Wilhelmine trocknete ſeufzend ihre Thränen.

— Ich habe nicht viel mehr zu erzählen. Trotzdem dieſe Häuſer nicht in dem beſten Rufe ſtehen, ſo mußte ich doch Gott danken, daß mir eines davon überwieſen ward gegen einen Zins, den ich erſchwingen konnte. Es hat ſich mancher brave Arbeiter um dieſe Wohnung beworben ... War ich auch verlaſſen von Allen, ſo habe ich doch den Sommer ganz erträglich verlebt und Lorchen hat ſich in der freien Luft völlig erholt. Nun kam der Herbſt, der ſehr ſchlechtes Wetter brachte ... Ich ward wiederum krank und die Noth trat an mich heran. Dieſe Wohnung konnte und wollte ich nicht aufgeben, aber ich mußte Geld ſchaffen. Muthig ging ich heute zu dem Onkel ... Erlaß mir die Schilderung der Scene, die in ſeinem Zimmer ſtattfand ... Er gab mir fünfzig Thaler und ich mußte ihm verſprechen, mich mit dieſer Summe ein- für allemal als abgefunden zu betrachten. Ich habe das Verſprechen geleiſtet und werde es halten ... Der Mann iſt zu herzlos. Hätte ich meiner Kinder nicht gedacht, ich würde ihm das Geld vor die Füße geworfen haben. Nun weißt Du

Alles, nun kennst Du meine Gegenwart und meine Zukunft.

Die junge Frau mußte sich ausweinen.

— Bah, rief der Ex-Advokat, die Menschen bleiben sich überall gleich! Im Glücke schmeicheln sie, im Unglücke wenden sie sich ab und vergessen alle empfangenen Freundschaftsdienste. Dieser Andreas Hube hat Dich also abgekauft?

— Ja! flüsterte die weinende Wilhelmine.

— Und er ist Lorchen's Pathe! O, wie glückselig war er bei der Feier der Kindtaufe, wie schön war der Toast, den er auf das Wohl seiner Pathe brachte ... Und heute verbietet er der Mutter dieses Kindes sein Haus ... Du wirst es wieder betreten, Wilhelmine; nein, Andreas wird Dich bitten, daß Du zu ihm kommst ...

— Lorenz!

— Er wird Dich auch bitten, Geld von ihm anzunehmen.

Die junge Frau starrte den Mann an, sie hielt ihn für sinnverwirrt.

— Du kennst die Halsstarrigkeit des alten Herrn nicht; er ist wie umgewandelt.

— Ich breche sie, diese Halsstarrigkeit, ich mache

ihn gefügig wie ein Lamm ... er soll großmüthig, er soll selbst Dein Sklave werden.

Der Flüchtling erhob sich und starrte zur Decke empor.

— Soll ich allein leiden? flüsterte er wie im Selbstgespräche. Soll ich die Folgen einer That allein tragen, die ich nur vermittelt habe? Scheusal, Scheusal, kreischte er wild auf; ich würde Dich vernichten, wenn ich kein Sträfling wäre!

Der Zorn überwältigte ihn, er sank zuckend auf den Stuhl zurück.

— Wie gräßlich! dachte die junge Frau. Er will mich täuschen, will mich an seine Schuldlosigkeit glauben machen ... Oder wenn er im Uebermaße der Schande und des Elends den Verstand verloren hätte ...

Sie beobachtete ihn. Hube war leichenblaß, seine Augen rollten wild und seine farblosen Lippen zuckten wie im Krampfe.

— Lorenz! rief sie leise.

— Was willst Du?

— Sei vorsichtig, bedenke, daß man Dich nicht entdecken darf.

— Entdecken? fragte er wie aus einem Traume erwachend.

— Du bist Flüchtling . . .

Er sah um sich durch den kleinen Raum.

— War mir es doch, sagte er mit schmerzlicher Bitterkeit lächelnd, ich säße allein in der kalten Zelle des Zuchthauses . . . da drängten sich mir Gedanken und Vermuthungen auf, die mich zur Raserei trieben. O, die Einsamkeit, die furchtbare Einsamkeit! Glaube nicht, daß mich mein Gewissen peinigt . . .

— Bist Du schuldlos, Lorenz? fragte sie zitternd.

Lorenz wiegte nachdenkend das Haupt; aber er antwortete nicht.

— Bist Du schuldlos? wiederholte sie.

Der Flüchtling streckte pathetisch die Hand aus.

— Verachte mich, Wilhelmine, sagte er in einem seltsamen Tone, aber nicht des Betruges wegen . . . Nein, verachte mich, weil ich ein dummer, feiger Tropf war. Hätte ich ein Quentchen Muth mehr gehabt, ich würde gesiegt haben, würde heute ein Millionär sein. Und Du wohntest nicht in diesem Hause; Du könntest als die erste Dame der Stadt in stolzen Equipagen fahren, könntest die elende Brut der Schmeichler und Parasiten zu Deinen Füßen sehen. Und ich, ein Krösus, ein beneideter Börsenmann . . . Schaum, Seifenblasen, die in der Luft zerplatzen . . . Ich kann Dir nicht Alles sagen, darum forsche nicht . . .

Er wandte sich ab und starrte in das murmelnde Feuer des Ofens.

Ein starker Windstoß rüttelte an den Läden der Fenster, daß sie klirrten.

Lorenz erschrak.

— Was ist das? fragte er leise. Man rüttelt an dem Fenster ... Ich bin doch entsprungen, bin doch nicht mehr im Zuchthause?

Wilhelmine lauschte am Fenster.

— Es ist Nichts! rief sie leise.

— Wenn man meine Spur entdeckt hätte!

— Sturm und Regen umtoben das Haus. Sprechen wir der Sicherheit wegen ganz leise. Das Licht wird keinen Verdacht erwecken, da ich oft Nachts arbeite.

Der Mann, der frierend am Ofen stand, kam ihr recht unheimlich vor.

— Bist Du krank, Lorenz?

— Aengstige Dich nicht, die Erregung machte mich zittern; jetzt ist sie vorüber, ich kann wieder ruhig mit Dir sprechen. Fort mit den trüben Gedanken, es gibt ja lustige Dinge und diese sollen mich jetzt beschäftigen. Sieh' Wilhelmine, ich habe doch Glück gehabt, daß ich Dich fand. Es machte mir schwere Sorgen, Deinen Aufenthalt zu ermitteln ... Die

Erschöpfung zwang mich, an Dein Fenster zu klopfen ... Ich wußte auch nicht recht mehr, wo ich mich befand ...

— So hast Du zu mir gewollt!

— Ja; ich mußte Gewißheit über Dein Schicksal haben. Wähnst Du, ich liebe Dich nicht mehr, armes Weib? Glaubst Du, ich habe kein Herz für meine Kinder?

Er drückte ihr empfindungsvoll die Hand.

— Du sollst noch reich werden, fügte er hinzu, sollst Entschädigung erhalten für das, was Du erduldet hast.

— Man wird zunächst in meiner Wohnung Nachsuchung halten, sobald Deine Flucht bekannt wird; vielleicht ist sie schon bekannt ...

— Wohl wahr, ich darf auch nicht lange bei Dir bleiben ... Beeilen wir uns, den Plan festzustellen, bei dessen Ausführung ich auf Deine Hilfe zähle.

Die junge Frau erschrak.

— Auf meine Hilfe zählst Du?

— Sie ist selbst unbedingt nöthig, wenn das Ziel erreicht werden soll. Erschrick nicht, liebes Weib, ich weiß, was ich Dir zumuthe, kann Deine Kraft wohl beurtheilen. In den schrecklichen Nächten, die

ich schlaflos auf hartem Pfuhle verbracht, habe ich reiflich überlegt. Meine Flucht muß diesmal gelingen.

— Gott gebe es! seufzte Wilhelmine.

— Falle ich in die Hände der Schergen zurück, so bleibst Du für die Zeit des Lebens eine Bettlerin und ich . . . die Strafanstalt sehe ich nicht wieder, ich durchstoße mir die Brust!

Der bleiche Mann zeigte ein spitzes Messer, das er aus der Tasche seines Rockes gezogen hatte.

— Ich bewahre es als letztes Rettungsmittel auf, fuhr er fort, wenn das Leben mir neue Folterqualen bietet, werfe ich es ab.

— Heiliger Gott! stammelte die Frau, indem sie die bebenden Hände faltete.

— Was verlierst Du, was verlieren die Kinder an mir? Einen halb todten Vater, der nicht für sie sorgen kann. Nun höre mich an, sagte er kalt, das Messer verbergend. Du bedarfst einer Summe, daß Du leben und die Kinder erziehen kannst; ich bedarf nicht nur des Geldes zur Fortsetzung meiner Reise, sondern auch zur Gründung eines lukrativen Geschäftes in Amerika. Sobald ich dort festen Fuß gefaßt habe, lasse ich Dich nachkommen. Und jenseits des Meeres soll Dir ein neues Leben aufgehen, Du wirst reich und geachtet sein, wie eine Fürstin.

— Lorenz, wer soll das Geld uns geben?

— Wer, wer? seltsame Frage! der alte Andreas.

— Auf ihn zähle nicht.

— Warum nicht?

— Wüßtest Du, wie er mich behandelt hat, Du würdest keine Hoffnung auf ihn setzen. Sprechen wir nicht mehr von ihm, der Mann existirt für uns nicht.

Der Advokat lächelte.

— Eben deshalb soll er zahlen, weil er sich Dir gegenüber schlecht benommen hat. Ich kenne keine Rücksicht mehr, ich verleugne die Verwandtschaft mit diesem Schurken, der statt meiner in das Zuchthaus hätte gebracht werden müssen ... Wenn nicht schon früher, so hat er durch seine Lieblosigkeit Dir und den Kindern gegenüber den Galgen verdient.

— Lorenz, was sagst Du da!

— Die Wahrheit, die volle Wahrheit.

— Wäre denn Onkel Andreas Dein Mitschuldiger?

Aus den dunkeln Augen des Flüchtlings schossen blitzende Blicke.

— Mehr als das, rief er, Andreas ist nicht nur der Verbrecher, er allein genießt auch die Früchte

der That, die mich in's Elend gestürzt hat. Und nun, nun . . .

Er legte knirschend die geballte Hand an die Lippen.

— Lorenz, Lorenz, warum hast Du die Schuld nicht von Dir abgewälzt?

— Frage nicht, Wilhelmine.

— Es wäre Dir Pflicht gewesen . . .

— Frage nicht! rief er lauter.

— Weib und Kind stehen Dir näher als jener Mann. Und Du selbst bist Jurist, Rechtsanwalt . . .

— Eben weil ich dies bin, konnte ich nicht handeln wie es das augenblickliche Interesse wohl verlangt hätte.

— Lorenz, das klingt seltsam! Du hättest Dich retten können und hast es unterlassen . . .

Der Flüchtling streckte die Hand aus.

— Still, liebe Frau!

— Nein, ich kann Dir die Vorwürfe nicht erlassen! rief sie weinend. Unser Jammer ist zu groß, unser Elend zu schrecklich! Aus Rücksicht auf den alleinstehenden Mann, der stets lieblos an uns gehandelt hat . . .

Der Mann unterbrach sie in düsterem Ernste:

— Wilhelmine, existirte nicht ein Geheimniß,

das ich der Welt verbergen muß, ich würde Dir ein Licht anzünden, das Dir Dinge und Menschen in greller Beleuchtung zeigt. Nehmen wir die Lage wie sie jetzt ist ... Onkel Andreas wird zahlen, weil er muß.

— Wer kann ihn dazu zwingen?

— Du, Du allein! sagte Lorenz entschieden.

— Ich? Gestern erst war ich bei ihm ...

— Sobald der Tag graut, gehst Du wieder zu ihm und ich verwette meinen Kopf, Du wirst schwer mit Gelde beladen zurückkommen. Ich rüste Dich mit den Waffen aus, deren Du zum Angriffe auf das Scheusal bedarfst. Andreas ist ein Scheusal ... Ruhig, ruhig, ich will mich nicht erregen ... Ah, Du sollst sehen, wie Andreas erbleicht und zittert, wie er seinen Geldschrank öffnet und mit vollen Händen spendet ... Du sollst hören wie er Dich bittet ... Genug, Du wirst zu ihm gehen, eine Unterredung fordern und des Erfolges gewiß sein. Aber Du, nur Du, Wilhelmine, Du, die von ihm gemißhandelte Frau. Es wird ein Triumph sein für Dich!

Wilhelmine hielt den unglücklichen Mann für wahnsinnig. Und wahrlich, man mußte ihn dafür halten, wenn man seinen starren Blick, seine erregten

Züge sah und die mit Entschiedenheit ausgesprochenen Worte hörte; seine Behauptungen entsprangen der Ueberzeugung, die nur ein kranker Geist geschaffen haben konnte. Onkel Andreas, der so unbeugsam und hartherzig sich gezeigt, sollte plötzlich fügsam werden. Und warum hatte Lorenz, der als ein scharfsinniger Jurist bekannt, während des Prozesses seinen Vortheil nicht wahrgenommen? Warum hatte er in dem Strafhause nicht schon Schritte gethan, die seine Leidenszeit abkürzen konnten? Warum wollte er jetzt erst, als Flüchtling, das Aeußerste unternehmen? So räthselhaft die junge Frau alle diese Dinge fand, sie wagte es doch nicht zu widersprechen, weil sie fürchtete, der Mann könne in Tobsucht verfallen. Ruhige Verständigung und tiefste Heimlichkeit waren dringend geboten.

Wilhelmine ging scheinbar auf den Plan ein.

— Lorenz, flüsterte sie, ich begreife vollkommen, daß Du Deine Flucht so rasch als möglich fortsetzen mußt, da man Dich gewiß bei mir suchen wird. Es wäre gräßlich, wenn man Dich in das Strafhaus zurückführte ...

— Und in Ketten legte! rief er schaudernd. Dahin wird es nicht kommen, denn ich habe mich vorgesehen.

Er schlug mit der flachen Hand auf die Brusttasche seines Rockes.

Wilhelmine verstand diese Andeutung.

— Fasse Dich doch, Lorenz! bat sie zitternd.

— Willst Du zu Andreas Hube gehen?

— Ich will Alles thun, was zu Deiner Rettung, zu unserem Vortheile nöthig ist. Weise mich nur an, wie ich mich benehmen, was ich sagen soll.

— Still, was war das?

Ein Windstoß hatte an den Läden der Fenster gerüttelt. Wilhelmine, die gelauscht, kam zurück: „Es ist Nichts, versicherte sie. Sage mir rasch, wie ich dem Onkel Andreas beikomme."

Sie saß an der Seite des Flüchtlings.

— Frau, begann dieser, es wird nicht schwer sein, den zähen Mann mürbe zu machen, mürbe wie eine alte Rübe, die zu faulen beginnt . . . Nenne den Namen „Jeremias Freitag", und er wird zittern.

— Jeremias Freitag?

— Vergiß den Namen nicht, Frau! Sage, daß Jeremias Freitag fünfzigtausend Thaler fordere . . . mehr ist nicht nöthig. Aber vergiß den Namen nicht! Hube muß das Geld auf der Stelle zahlen . . . und er wird es zahlen.

— Du bist Deiner Sache so gewiß, lieber Mann . . .

— Weil ich es kann. Andreas wird bebend seinen Schrank öffnen und zahlen. Vielleicht versucht er es, Dich zu erweichen oder auszuforschen . . . Du bleibst stark und fest . . . Zische ihm „Jeremias Freitag" zu, wenn er dich angreifen will . . . Du wirst doch gehen, Wilhelmine? Versuche es nur, frage mich weiter nicht . . . Du kommst mit Geld beladen zurück.

Er starrte sie mit durchdringenden Blicken an.

— Wohlan, ich werde gehen! erklärte sie, um den Erregten zu beruhigen.

— Gut, so werden wir noch einmal glücklich werden.

Der Flüchtling ordnete nun seine Toilette, die er aus den von Wilhelminen aufbewahrten Kleidungsstücken aus früherer Zeit zusammengesetzt hatte. Während die Frau dem Gaste ein Lager bereitete, holte dieser die Sträflingskleider von der Hausflur, wo er den Wechsel vorgenommen, und verbrannte ein Stück nach dem andern, im Ofen. Bei diesem Geschäfte zeigte sein Gesicht einen unheimlichen Ausdruck; bald lächelte er so bösartig, daß die ihn beobachtende Wilhelmine erschrak; bald seufzte er tief und schwer wie ein Mensch, dessen Herz unter herber Bekümmerniß

leidet. Dann bewegte er die Lippen wie im eifrigen Selbstgespräche und lachte laut auf, als der Ofen das letzte Stück der schrecklichen Kleidung aufgenommen hatte. Die arme Frau begriff nur zu gut, daß sie den Flüchtling nicht lange beherbergen konnte, daß sie ihn selbst mahnen mußte, rasch aufzubrechen. Trotz seiner schweren Verirrung, die Schande, Noth und Elend über sie gebracht, empfand sie doch noch etwas von Liebe für den Mann, der sie uneigennützig zu seiner Gattin erhoben und einer traurigen Existenz entrückt hatte. Wie war damals ihr Herz mit Dankbarkeit gegen den jungen Rechtsanwalt erfüllt, der sich aus den ersten Familien der Stadt hätte eine Gattin wählen können und sie, die arme Modistin, erkor. Damals wurde viel über den Fall gesprochen, aber Lorenz Hube kümmerte sich nicht darum, er war ganz Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für seine reizende Gattin, um die er sich beneidet wähnte, arbeitete fleißig und führte einen ziemlich bedeutenden Haushalt.

Die Welt glaubte, der junge Advokat könne schon Aufwand machen, da der reiche Onkel ihn unterstütze; aber schon nach wenig Jahren explodirte der Vulkan, auf dem der Rechtsanwalt gestanden ... es kam eben wie es kommen mußte; Lorenz hatte sich

an fremden Geldern vergriffen und war, als die Entdeckung drohete, flüchtig geworden. Wie nun der Onkel sich zeigte, wissen wir. Der schädliche Streich des jungen Ehemannes, der damals schon für ein Kind zu sorgen hatte, wirkte vernichtend auf die arme Frau, wenn auch der Entflohene in einem Briefe ihr schrieb, daß er auswandere, um für sich und seine Familie eine neue Heimath zu suchen. Nach und nach kehrte die Ruhe zurück, und als Lorenz zu einer achtjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, weil erwiesenermaßen der Betrug mit großer Schlauheit vorbereitet und größtentheils durch Zufall entdeckt war, da flossen die Thränen der armen Frau, die den Urheber ihres grausamen Geschicks tief beklagte. Jetzt sah sie ihn so unerwartet wieder und sie war geneigt, den Versicherungen zu glauben, daß er nicht allein die Schuld trage. Außerdem war ihre Lage so traurig, daß sie gern der Hoffnung Raum gab: Lorenz schaffte eine heilsame Veränderung. Sollte sie ihn hindern? Mußte sie nicht nach Kräften mitwirken? Als der Morgen grauete, hatte sie den Entschluß gefaßt, zu gehen. Onkel Andreas konnte sie im schlimmsten Falle doch nur abweisen. Lorenz lag schlummernd auf seinem Lager, das die Gattin ihm in der Nähe des Ofens bereitet hatte. Sie mußte

ihn wecken. Jetzt sah sie sein Antlitz bei Tageslicht ... es war krankhaft bleich und verstört. Er mußte sich besinnen, um seine Lage zu erfassen.

— Wilhelmine! rief er leidenschaftlich. O, wie hast Du Dich verändert!

— Wundere Dich nicht darüber, ich habe viel gelitten und leide noch.

— Du wirst entschädigt werden, versicherte er; ich mache gut, was ich an Dir gesündigt habe! Der Gedanke an Dich, trieb mich zur Flucht, er gab mir Muth und Entschlossenheit, das Kühnste zu wagen ... Ist auch meine Freiheit bedroht, ich besitze sie doch, dieses kostbare Gut, und, so wahr ich lebe, ich werde sie zu Deinem und unserer Kinder Glück benutzen. Stände ich allein, ich wäre längst eine Leiche!

— Soll ich denn noch gehen? fragte sie traurig.

— Gewiß, Wilhelmine, und zwar so bald als möglich. Wähne nicht, daß ich schwankend oder anderer Meinung geworden sei; ohne das Geld jenes Schurken kann ich nichts unternehmen, ich kann nicht einmal meine Flucht fortsetzen. Fordere im Namen des Jeremias Freitag fünfzigtausend Thaler ... Du wirst sie ohne Zögern erhalten. Meine Anwesenheit verschweigst Du, ich mache es Dir zur hei-

ligsten Pflicht. Auf Erklärungen laß Dich nicht ein, Du gehst rasch und kurz zu Werke.

Wilhelmine beseitigte das Lager und bereitete ein frugales Frühstück. Dann holte sie die Kinder, denen sie sagte, daß Onkel Andreas sie sehen wolle. Lorenz fügte sich, die Rolle des Onkels zu spielen, da die kindische Schwazhaftigkeit Lorchens zu fürchten war; er suchte sein überströmendes Gefühl zu bemeistern, als er die reizenden Kinder küßte und an seine Brust drückte.

— Lorenz, flüsterte die Gattin ihm zu, als sie Toilette gemacht hatte, ich lasse Dich nun mit unseren Kindern allein, wache über sie! Sollte Jemand klopfen, so mag Lorchen aus dem Fenster rufen, daß ich nicht zu Hause sei. Ich werde meine Rückkehr beschleunigen.

— Weiche nicht ein Haar breit von der Forderung ab! antwortete er flüsternd. Du hast Nichts, gar Nichts zu fürchten, wenn Du fest bleibst. Aber laß Dich auch durch die Bitten des schrecklichen Menschen nicht erweichen ... Du verstehst mich!

Wilhelmine küßte die Kinder und verließ das Haus.

3.

Onkel Andreas.

Nach der stürmischen Regennacht war ein heller, kalter Morgen gefolgt. Die Wolken hatten sich verzogen, aber der Wind schnob noch heftig, als Wilhelmine den Platz betrat, der sich zwischen der Häusergruppe und der Vorstadt ausbreitete. Hier und dort lagen Bäume entwurzelt am Boden und das Wasser rauschte in dem Graben, über den eine schmale Holzbrücke führte. Die Leute, denen Wilhelmine begegnete, waren meist Arbeiter, die von den nahen Dörfern zur Stadt eilten, um ihr mühsames Tagewerk zu beginnen. Keiner von ihnen achtete auf die Frau, die, fest in ihr graues Tuch gehüllt, dem Winde entgegenkämpfte, bis sie zwischen den Häusern Schutz fand. Die Vorstadt war bald durchschritten. Ehe es die junge Frau recht wußte, betrat sie auch schon eine der Hauptstraßen der innern Stadt. Hier zeigte sich der bereits begonnene Verkehr. Die Verkaufsläden

wurden geöffnet, Wagen rasselten über das Pflaster und die Stimmen der Feilbieter tönten chaotisch durch einander. Vor einem stattlichen Hause mußte die Erschöpfte stehen bleiben, da ein Knäuel von Menschen und Wagen ihr den Weg versperrte. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie emporblickte. Der Zufall hatte ihre Schritte gerade vor dem Hause gehemmt, in dessen ersten Stockwerke sie einst gewohnt. Ach, wie stand es jetzt mit ihr? Sie hatte die Stadt verlassen müssen, um draußen in einer elenden Hütte Zuflucht zu finden. Und dort verbarg sich auch der einst geachtete Rechtsanwalt, auf den die Polizei fahndete. Dort an der großen Thüre hatte einst sein Schild geprangt; jetzt war die Stelle leer. In den Räumen, die Lorenz hatte prächtig einrichten lassen, wohnte ein reicher Jude.

Der Weg war frei, Wilhelmine ging weiter.

Sie kam an einem großen Modewaaren-Magazine vorüber. Hinter den großen Spiegelscheiben zeigten sich zwei junge Damen als Verkäuferinnen. Wie frisch und sauber sahen die blühenden Mädchen aus, die sich bereits mit Käuferinnen beschäftigten. In diesem eleganten Raume hatte sich auch einst Wilhelmine bewegt, eine geachtete und gepriesene Schönheit, die manchen Käufer angelockt. Jetzt kam

der greise Buchhalter, der sein Tagewerk beginnen wollte; er kannte die Demoiselle nicht mehr, mit der er früher so oft gescherzt hatte.

— Ach, die schöne Zeit! seufzte Wilhelmine.

— Sie mußte die hervorquellenden Thränen trocknen.

Wie hatte sich die einst bewunderte Wilhelmine verändert, die so pikante und liebenswürdige Verkäuferin! Sonst hüllte ein feiner türkischer Shawl die elastische Gestalt ein, ein modernes Hütchen bedeckte das schöne Haupt und das Seidenkleid rauschte bei jeder Bewegung; jetzt trug sie ein dünnes Kattunkleid, ein ärmliches Wollentuch und eine schwarze Haube von verschossener Seide. Der Frost durchrüttelte ihre Glieder und schwerer Kummer nagte an ihrem Herzen.

— Fort, fort! rief sie leise. Ich darf mich von der Erinnerung nicht hinreißen lassen, muß stark bleiben!

Sie bog um die nächste Ecke und brach sich gewaltsam Bahn durch das Gedränge, das auf dem breiten Trottoir hin und her wogte. Die Straße mündete auf den Marktplatz aus. Wiederum stand die Arme vor dem großen, stattlichen Hause, in dem sie Tags zuvor schmählich abgefertigt ward. Die hohe Flügelthür war schon geöffnet ... In den

Räumen des Erdgeschosses befand sich ein Bankgeschäft, das schon seine volle Thätigkeit entwickelte.

Wilhelmine stieg die Treppe hinan und blieb vor einer Thür stehen, an der ein glänzendes Messingschild den Namen „Andreas Hube“ zeigte. Jetzt erst fiel der jungen Frau die ganze Schwere ihres Unternehmens auf das Herz; sie fing an Zweifel zu setzen in ihren Mann, den das Elend unzurechnungsfähig gemacht haben konnte. Auch ließ sich die Wahrscheinlichkeit nicht ausschließen, daß er aus Verzweiflung zu einem ungerechtfertigten Mittel griff . . .

— Mein Gott, was soll ich thun? fragte sich die arme Frau.

Sie wagte es nicht, den Knopf des Glockenzuges zu berühren.

Der Gedanke an die schreckliche Lage gab ihr den Muth der Verzweiflung; sie erinnerte sich des Messers, das Lorenz als letzte Zuflucht bezeichnet hatte, seiner bestimmt ausgesprochenen Hoffnungen und ihres eigenen gegebenen Versprechens, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen.

— Ich will die Schuld an seinem Tode nicht auf mich laden! flüsterte sie. Es ist ja möglich, daß der herzlose Onkel eingeschüchtert wird. Weist er mich ab, so ertrage ich für meinen unglücklichen Mann

die Schmach, die wiederholt auf mein Haupt geschleudert wird.

Rasch zog sie die Glocke.

Es dauerte lange, ehe die Thür geöffnet ward.

Eine alte Magd erschien auf der Schwelle.

— Sie, Frau Hube? fragte erstaunt die Alte mit dem vollen, blaurothen Gesichte.

— Ich bin schon wieder da, liebe Lotte.

— Was wollen Sie denn? Haben Sie gestern etwas vergessen?

— Nein; aber ich muß den Onkel sprechen.

Lotte schüttelte bedächtig den dicken Kopf, den die zerknitterte Nachthaube noch bedeckte.

— Das wird nicht angehen; es ist geradezu unmöglich. Ich würde Ihnen nicht einmal rathen, wiederzukommen.

— Warum denn?

— Weil Herr Hube befohlen hat, Sie nicht wieder einzulassen; er sagte gestern Abend noch, Sie wären ein- für allemal abgefunden, und er dankte Gott, daß er nun vor Ihnen Ruhe hätte.

Wilhelmine wollte eintreten.

— Nein! rief Lotte, die Thür zudrängend. Herr Hube hat kaum das Bett verlassen, er würde mich schön anfahren, wollte ich Sie melden. Sie

müssen auch nicht so aufdringlich sein, gute Frau, es ist wirklich zu arg.

Wilhelmine blieb beharrlich.

— Lotte, sagte sie mit fester Stimme, heute komme ich im Interesse des Onkels, der mir für das, was ich ihm mitzutheilen habe, danken wird. Wollte ich umkehren, so würde ich ihm keinen Dienst erweisen.

Die alte Magd stellte sich in die halb geöffnete Thür.

— Was ist es denn? fragte sie neugierig.

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, liebe Lotte.

— Sie zittern ja wie ein Blatt im Winde; haben Sie vielleicht Nachrichten von Ihrem Manne ... Ich rathe Ihnen, den Namen des Herrn Advokaten nicht zu nennen, der Herr Hube wird jedesmal krank ... Auch diesen Morgen befindet er sich unwohl ... Es ist besser, Sie gehen ...

— Melden Sie dem Onkel, daß ich ihm eine wichtige Mittheilung zu machen hätte, weist er mich ab, so ist es immer noch Zeit genug, daß ich gehe.

Die Magd trat zurück.

— Meinetwegen! murmelte sie vor sich hin. Ich habe gewarnt, mehr kann ich nicht thun. Warten Sie, ich werde Meldung machen.

Wilhelmine befand sich allein.

Schon der Vorsaal verrieth den Reichthum des Hausbesitzers. Weiche Teppiche bedeckten den Fußboden, an den Wänden standen große Schränke und dunkle Wintergardinen schmückten die Fenster. Sämmtliche Thüren, die zu den verschiedenen Zimmern führten, bestanden aus Flügeln mit großen gelben Schlössern. Die Einrichtungsgegenstände waren nicht neu, wohl aber gut erhalten. Die etwas verjährte Eleganz gab dem Ganzen das Gepräge gediegenen Wohlstandes.

Wilhelmine, erschöpft vom raschen Gehen, ließ sich auf einem kleinen Sopha nieder, das zwischen zwei Schränken, dem Zimmer des Hausherrn gegenüber, stand. Als ihr Mann noch in Amt und Würden war, hatte sie mit ihm diese Wohnung oft besucht und Onkel Andreas hatte sie stets so freundlich empfangen, daß seine Sinnesänderung fast unerklärlich erschien. Seine Abneigung gegen die junge Frau hatte sich bis zur Hartherzigkeit gesteigert. Die junge Frau verleugnete es sich nicht, daß sie bitteren Groll über den Mann hegte, der sie in ihrem Unglücke nicht nur verlassen, sondern auch gemißhandelt hatte. Andreas war der Pathe Lorchens und doch kümmerte er sich um das hübsche Kind nicht, das die Schuld des Vaters mit büßen mußte.

Die zurückkehrende Lotte unterbrach das Nachsinnen der jungen Frau.

— Herr Hube will Sie empfangen, wenn Sie ihm nur eine Mittheilung zu machen haben.

— Nichts weiter! rief Wilhelmine.

— Gut, so gehen Sie hinein; Sie kennen ja das Zimmer.

Eine Minute später stand die arme Frau vor dem reichen Mann.

Andreas Hube, ein großer und starker Mann, saß in einem bequemen Lehnstuhle am Fenster, rauchte eine feine Havanna-Cigarre und las die Morgenblätter, vielleicht um die Börsenkurse zu erfahren. Neben ihm, auf einem Tische, stand die dampfende Kaffeetasse. Ein dunkelgrauer Schlafrock mit rothen Schnüren besetzt, hüllte den starken Mann vom Halse bis zu den Füßen ein. Un seinen dicken Hals schlang sich ein weißes Wollentuch. Der Kopf des Andreas, stark und dick, entsprach völlig den übrigen Theilen des wahrhaft herkulischen Mannes. Seine gerötheten Wangen glichen Fleischklumpen, sein glatt rasirtes fettes Kinn glänzte, und die Nase, fast platt gedrückt, lag wie eingedrückt zwischen den Wangen. Die runden Augen hatten die Farbe des struppigen Haares, sie waren schwarz. Zwischen den aufgeworfenen Lippen

zeigten sich schneeweiße große Zähne, die mit der dunklen Gesichtsröthe stark kontrastirten. Die Stirne war breit und niedrig, eine Erscheinung, die den Phrenologen auffallen mußte, da sie in dieser Form selten vorkommt.

Wir werden bald erfahren, was das Gehirn in diesem abnormen Schädel brütet und zur Ausführung bringt. Der Ausdruck des Gesichtes verrieth ein außergewöhnliches Phlegma, aber die Augen unter den raupenähnlichen schwarzen Brauen funkelten wie glühende Kohlen. Die Gemeinheit, die in der ganzen Erscheinung lag, ward durch den eleganten Schlafrock und die elegante Umgebung nicht gemindert.

— Was wollen Sie schon wieder? fragte er barsch mit tiefer markiger Baßstimme, die das ganze Gemach durchdröhnte.

Wilhelmine, die schüchtern an der Thüre stehen geblieben war, verneigte sich.

— Guten Morgen, Herr Hube! grüßte sie zitternd.

— Haben Sie nicht genug an dem Gelde, das ich Ihnen gestern gezahlt habe? Glauben Sie, meine Kasse sei unerschöpflich? Die Bettelei muß enden, ich dulde sie nicht länger, will Ruhe haben vor der miserablen Sippschaft.

— Verzeihung, ich komme nicht, um zu betteln: Ich würde auch nie gebettelt haben, wenn Krankheit mich nicht verhindert hätte, für meine Kinder zu sorgen.

— Ausrede, nichtige Ausrede!

— Und wenn ich mich zunächst an Sie, an den Pathen Lorchens, wandte . . .

— Der Pathe hat seine Schuldigkeit gethan, abgemacht; wäre ich nicht zufällig der Pathe, ich würde meine Hand längst zurückgezogen haben. Begreifen Sie auch ganz die Schmach, die der saubere Advokat über den Namen Hube gebracht hat? Und ich führe diesen Namen, ich führe ihn zufällig . . .

— Dies Alles haben Sie mir gestern schon gesagt, lieber Onkel!

Andreas erhob sich. Eine Riesengestalt stand vor der jungen Frau.

— Ist es Ihnen zu viel? rief er auffahrend.

— O gewiß, Sie haben allen Grund, dem Lorenz zu zürnen, der an seiner Familie so unverantwortlich gehandelt hat; wir aber, die schuldlose Familie . . .

— Soll ich vielleicht die Familie des Mannes erhalten, der mich und meine Ehre mit Füßen getreten hat? Wie, wenn ich nun gar nicht existirte,

wenn der Betrüger keinen Onkel hätte? Wir sind fertig; wenden Sie sich von jetzt an an die städtische Armenkasse.

Er wandte der Frau den breiten Rücken und hielt die Cigarre an die Flamme einer Kerze, die neben der Tasse auf dem Tischchen stand.

Wilhelminen fehlte der Muth, ihren Antrag zu stellen. Es kam ihr mehr als lächerlich, es kam ihr überspannt vor, von diesem Manne eine große Summe zu fordern. Die Worte wollten nicht über ihre Lippen.

Jetzt wandte sich Andreas, dessen Kopf eine blaue Rauchwolke einhüllte.

— Sind Sie denn immer noch da? fragte er zornig.

— Ich wollte, Herr Onkel . . .

— Nennen Sie mich nicht mehr Onkel, von Verwandtschaft kann die Rede nicht sein! Und nun Gott befohlen! Gehen Sie doch, gehen Sie!

Der Riese stampfte mit dem Fuße, daß das Haus erbebte.

Die erschreckte Frau fuhr bis an die Thür zurück.

— Unverschämte Person! murmelte Andreas mit verbissener Wuth. Man ist ja wahrlich in seinem

eigenen Hause nicht mehr sicher. Ich habe nun Alles versucht, Sie abzuschütteln ... jetzt muß ich die Polizei holen lassen ...

Er wollte nach der Klingelschnur greifen.

— Halt, rief Wilhelmine, so weit darf es nicht kommen. Ich bin nicht eingedrungen. Sie haben mich eingelassen und ich werde auch wieder gehen, sobald ich meinen Auftrag angebracht habe.

— Seht doch, seht doch! Jetzt zeigt sich der wahre Charakter der frühern Putzmamsell!

— Herr Hube!

— Mit der Heirath begann der verschmitzte Advokat seine Schandthaten, mit dem Betruge endigte er sie.

Das Ehrgefühl der jungen Frau war auf das tiefste verletzt; sie preßte die Hände auf den Busen, als ob sie die erste heftige Aufwallung unterdrücken wollte.

Andreas glotzte sie an.

— Ja wohl, ich habe Sie eingelassen, fuhr er fort, weil ich mich noch einmal gründlich aussprechen wollte. Ihre Finte, mir Wichtiges mitzutheilen, kenne ich schon ... Gestern forderten Sie hundert Thaler; ich gab Ihnen fünfzig ... wollen Sie vielleicht die zweite Hälfte heute noch herausschlagen?

Er glotzte Wilhelmine mit weit aufgerissenen Augen an.

— Nein! antwortete sie entschieden.

— Was sonst?

— Ich fordere heute noch mehr.

— Oh, oh, fordern?

— Ich fordere es entschieden.

— Wieviel, Madame, wieviel?

— Nicht fünfzig, sondern fünfzigtausend Thaler.

Andreas brach in Lachen aus.

— Verrücktes Weib!

Er wollte die Thüre öffnen und die Frau hinausschieben. Schon hatte er mit seiner derben Faust ihren Arm erfaßt, da rief Wilhelmine:

— Sie wissen noch nicht, wer mich sendet!

— Ich will es nicht wissen! Hinaus, verrücktes Weib!

— Mich sendet Jeremias Freitag!

Der Riese stand plötzlich wie gelähmt, seine Hände sanken schlaff am Körper nieder. Die arme Frau war von der Faust befreit, die sich wie ein Schraubstock an ihren Arm gelegt hatte. Sie selbst war erschreckt über die Wirkung, die der Name hervorgebracht. Die Röthe in Andreas' Gesicht war bläßer geworden, seine aufgeworfenen Lippen zuckten und

die Augen schienen aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen.

— Frau! stammelte er nach kurzer Pause.

Der Athem stockte in seiner Brust, er konnte nicht weiter sprechen.

Wilhelminen war eine schwere Last vom Herzen genommen, sie hatte jetzt den Beweis, daß Lorenz wirklich ein für den rohen Onkel bedeutungsvolles Geheimniß kannte. Die Nennung des Namens hatte schon den schrecklichen Mann gebändigt. Trotz der abscheulichen Behandlung, die sie von ihm erlitten, regte sich doch das Mitleid in der gemißhandelten Frau; sie fürchtete, Andreas würde, vom Schlage getroffen, niedersinken. Er blieb jedoch aufrecht, winkte schwerfällig mit der Hand, schwankte zu seinem Sessel und ließ sich ächzend darin nieder. Der dicke Mann bot einen jämmerlichen Anblick . . . vor zwei Minuten noch roh und ungeschlacht, keuchte er jetzt wie ein vom Asthma geplagter Mensch, dem der Erstickungstod droht. Die Cigarre war seiner Hand entfallen, sie lag dampfend am Boden.

— Der Aerger schadet mir, murmelte er, da bin ich schon krank, daß ich kaum sprechen kann.

Er holte tief Athem und legte den Kopf in das Polster zurück.

Wilhelmine bemerkte, daß ihm große Schweißtropfen an der Stirn perlten.

— Soll ich die Magd rufen? fragte sie ängstlich.

Der Dicke machte eine verneinende Bewegung mit dem schweren Haupte.

— Es wird schon vorübergehen! murmelte er. Derartige Anfälle kommen, wenn ich in Zorn gerathe. Das Blut steigt mir plötzlich zu Kopfe, mir schwindelt, es wird grau vor den Augen ... Ich kenne das alte Uebel, und doch vergesse ich, mich davor zu wahren ... Setzen Sie sich doch, Wilhelmine ...

Während er die Augen schloß, deutete er mit der Hand nach dem Sopha. Aber die junge Frau blieb stehen.

— Ich werde warten, dachte sie, bis der erste Schreck vorüber ist; der grobe Mann selbst wird die Unterhaltung schon wieder beginnen.

All ihr Muth hatte sich eingestellt, sie durfte hoffen, die Summe zu erhalten, die dem harrenden Lorenz die Flucht nach Amerika ermöglichte und der Familie eine Zukunft sicherte. Die nächsten Minuten mußten die Entscheidung über ihr Schicksal bringen.

Andreas schlug bald die Augen wieder auf; ängstlich sah er um sich.

— Was wollten Sie doch? fragte er mit matter Stimme. Sie sprachen von einer wichtigen Mittheilung, wenn ich nicht irre ... Sprechen Sie sich nur aus, mir ist jetzt besser ... Der Kopf ist leichter, ich kann wieder sehen und hören ... Ja, die Beschwerlichkeiten des Alters stellen sich ein!

Hätte Wilhelmine nicht die zwingende Gewalt ihrer Verhältnisse hinter sich gehabt, sie würde ihrem weichen Herzen gefolgt sein und die Forderung nicht wiederholt haben. Aber die Liebe zu ihren Kindern war stärker als das Mitleid, das sich regte, und die Furcht, Lorenz könne in das Strafhaus zurückgebracht werden, erhöhete ihren Muth.

— Jeremias Freitag läßt durch mich fünfzigtausend Thaler von Ihnen fordern! wiederholte sie.

Der Riese zuckte noch einmal heftig zusammen. Dann griff er zitternd in die Lehnen des Sessels.

— Frau, lallte er, was spricht aus Ihnen? Wer hat Ihnen die Worte eingeflüstert, die eine Drohung sein sollen?

— Ich kann Ihnen nichts weiter sagen, als daß ich beauftragt bin, das Geld in Empfang zu nehmen und abzuliefern.

Andreas packte krampfhaft die gepolsterten Lehnen.

— Fünfzigtausend Thaler!

— So habe ich gesagt, Herr Hube.

— Und wem wollen Sie die große Summe übergeben?

— Dem, der mich zu Ihnen gesendet. Beeilen Sie sich, die Zahlung zu leisten, mir bleibt nicht viel Zeit.

Wilhelmine wollte noch eine Drohung hinzufügen, aber sie schwieg, als sie die Wirkung des bisher Gesprochenen sah.

— Wilhelmine! rief bebend der Riese, der zahm geworden war wie ein Kind.

— Was wünschen Sie?

— Ich bitte Sie, mir näher zu treten.

Sie hielt es für gerathen, an der Thür zu bleiben.

— Ich werde von hier aus Alles hören, was Sie mir sagen wollen.

Andreas preßte gewaltsam die Worte hervor:

— So viel Geld besitze ich nicht!

Er trocknete den Schweiß von der Stirn.

— Ich bin nur die Botin, sagte kalt die junge Frau.

— Die Botin . . .

— Aber so viel kann ich versichern, daß ich

nicht zum zweiten Male komme, wenn ich unverrichteter Sache abgehen muß.

Hube hatte sein Haupt so tief gesenkt, daß das fette Kinn die Brust berührte. Sein Auge starrte düster auf die zitternden Kniee.

— Gott im Himmel, dachte Wilhelmine, wenn ich doch das Ziel erreichte! Unser Jammer wäre zu Ende, wir könnten der Zukunft hoffend entgegensehen. Und was würde sich ereignen, wenn ich ohne Geld heimkehrte? Wie sollte Lorenz seine Flucht ermöglichen?

In ängstlicher Spannung erwartete sie die Entscheidung des Onkels, der immer noch regungslos vor sich zu Boden starrte, als ob ihn ein gewaltiger Schlag getroffen hätte. Fast schien es, als ob seine fleischigen Wangen schlaff, seine Lippen farblos geworden wären. Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirn. Die Blicke seiner dunklen Augen richteten sich auf die junge Frau, die unbemerkt der Thür immer näher getreten war.

— Nennen Sie mir den Namen noch einmal! bat er mit tonloser Stimme.

Wilhelmine antwortete laut:

— Jeremias Freitag!

— Also doch!

Mühsam erhob er sich. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Wie von unsicherer Gewalt getrieben, schritt er schwerfällig durch das Zimmer, öffnete den grünen Vorhang einer Thür und verschwand in dem Nebengemache.

— Was wird er unternehmen? flüsterte Wilhelmine. Ich traue dem schrecklichen Manne nicht, der des Geldes wegen Alles wagt. Wenn er mir ein Leid zufügte, um mich für immer stumm zu machen. Vielleicht sucht er durch einen andern Ausweg den Korridor und schließt mich hier ein ... Meine Kinder, Lorchen, Albert ...

Sie öffnete leise die Thür hinter sich und lauschte. Auf dem Korridor blieb es still, kein Laut, kein Schritt regte sich dort.

Fünf Minuten verflossen. Da erschien Andreas wieder. Er trug eine kleine schwarze Mappe.

— Hier ist das Geld! sagte er apathisch. Fünfzig Banknoten, jede kostet tausend Thaler ...

Wilhelmine kam zurück und empfing die Mappe.

— Warum zittern Sie? fragte der Riese.

— Ich fürchte mich vor Ihnen, Herr Hube!

Sie wollte fort, ohne zu danken.

— Wilhelmine ...

Die junge Frau blieb neben der Thür stehen.

— Ich warte schon, Herr Hube!

— Sagen Sie dem, der Sie abgeschickt hat, ich habe meine Pflicht gethan.

— Verlassen Sie sich darauf.

— Ich frage nicht, wie Sie mit Ihrem Auftraggeber in Berührung gekommen sind, gerade Sie, die Frau des Sträflings, aber eine Warnung muß ich Ihnen mit auf den Weg geben: bewahren Sie das, was geschehen, als tiefes Geheimniß, ich kann sonst weder Sie noch Ihre Kinder schützen. Hüten Sie sich, Sie bewahren ein gefährliches Geheimniß.

— O, ich werde schweigen wie das Grab!

Andreas winkte mit der Hand.

Wilhelmine eilte davon, ohne zu grüßen; sie öffnete selbst die Saalthür und lief die Treppe hinab, die Mappe krampfhaft an sich drückend. Auf der Mitte der Treppe blieb sie stehen.

— Wenn er dich betrogen hätte! flüsterte sie, dann wäre meine Freude vergebens und wir blieben unglückliche Leute.

Sie öffnete die Mappe und zog ein Packet Banknoten hervor, die sie prüfte. Alle waren gute Staatsnoten; sie wußte schon zu unterscheiden, da sie in der Modewaaren-Handlung große Summen in den Händen gehabt hatte.

— Mein Gott, flüsterte sie, erhalte mir Ruhe und Fassung, daß ich den Verstand nicht verliere! Hier trage ich fünfzigtausend Thaler, eine Summe, mit der sich Alles unternehmen läßt ... Lorenz kann fliehen und ich mit meinen Kindern bin vor Noth gesichert! Fünfzigtausend Thaler ... Ich kann den Gedanken nicht fassen!

Wilhelmine verbarg zitternd die Mappe unter dem Tuche. Als sie die Straße betrat, sah sie scheu um sich; ihr war, als ob jeder Mensch der ihr begegnete, wissen müsse, daß sie einen großen Reichthum bei sich trüge. Die Furcht, sie könne beraubt werden, trieb sie zur Eile an. Bald stieß sie hier, bald dort mit einem Passanten zusammen, der sie grollend anblickte. Der Morgen war frisch und kalt; Wilhelmine empfand eine glühende Hitze. Schon an der nächsten Straßenecke verließ sie die Kraft, sie mußte sich an die Mauer eines Hauses lehnen, um zu ruhen. Der Gedanke an Lorenz, dessen Sicherheit sie gefährdet wähnte, trieb sie weiter.

— Kann ich nicht fahren? dachte sie. Ich bin ja reich, brauche nicht zu gehen.

Vor dem nächsten Hause stand ein Fiaker, aus dem eine Dame stieg. Sie redete den Kutscher an, der sich bereit erklärte, zu fahren.

— Wohin? fragte der vom Wetter gebräunte Kutscher.

Sie bezeichnete das äußerste Ende der Vorstadt.

— Steigen Sie ein!

Der Wagen rollte davon.

Nur mit Mühe gelang es der jungen Frau, die gewaltige Aufregung zu unterdrücken, die sich ihrer bemächtigt hatte. Sie würde laut aufgeschrien haben, um ihr Glück zu verkündigen, wenn die Lage des Mannes ihr nicht Vorsicht geboten hätte. In ihrer Brust kämpfte die Freude mit einer grenzenlosen Angst, mit der Angst, daß der unglückliche Lorenz entdeckt werden könnte. Sie erblickte Gefahr im Verzuge ... so oft der Wagen, durch irgend ein Hinderniß veranlaßt, langsam sich bewegte, bebte sie zusammen, wähnend, man halte sie an, ihr den Schatz wieder abzunehmen. Fest drückte sie die Mappe an den hochklopfenden Busen. Trieb der Kutscher das Pferd zur Eile an und rasselten die Räder rasch über das Pflaster, so jubelte sie auf und sah rechts und links durch die Fenster, um zu wissen, wie weit sie gekommen. Endlich erkannte sie die Häuser der Vorstadt ... noch einige Minuten, und das Ziel war erreicht. Der Wagen hielt, der Kutscher öffnete den Schlag und forderte seinen Lohn, den Wilhelmine zitternd bezahlte.

— Sind Sie krank? fragte theilnehmend der Kutscher.

— Mich friert, nichts weiter. Hier ist Geld.

Sie legte ein Silberstück in die schwielige Hand des Rosselenkers.

— Danke!

Wilhelmine war ausgestiegen.

— Madame, rief der Kutscher.

— Was giebt es noch?

— Sie haben ein schwarzes Buch auf dem Sitze liegen lassen.

— Heiliger Gott, wo habe ich denn meine Sinne?

Sie stürzte nach dem Wagen zurück.

Der Kutscher gab ihr die Mappe.

— Danke, lieber Mann, danke tausendmal! Der Himmel segne Sie für Ihre Ehrlichkeit ... Die Mappe enthält Papiere, die für mich wichtig, für Sie werthlos sind!

Wilhelmine eilte über den Platz, dem frischen Morgenwinde entgegen, der die Erde bereits abgetrocknet hatte. Die Ruhe im Wagen hatte ihr wohlgethan, sie konnte ihre Eile verdoppeln. Vor ihr lag die Gruppe kleiner Häuser und dort unter jenem geschwärzten Dache, befanden sich die Kinder und Lo-

renz, alle Menschen, die ihr die liebsten waren auf dieser Erde. Und welche Botschaft brachte sie ihnen mit! Glück und Freude!

Immer näher kam sie dem Ziele, das so freundlich von der Morgensonne beschienen ward. Lorchen, das am Fenster stand, hob die Händchen empor, als es die Mutter erblickte. Dann verschwand es. Wilhelmine fand die Thür offen, die Tochter stand schon auf dem Vorplatze.

— Schiebe den Riegel vor!

Das Kind gehorchte.

— Ist Jemand hier gewesen?

— Nein, Mutter.

Sie betrat das Stübchen. Da stand Lorenz, das jüngste Kind auf dem Arme tragend.

— Nun? fragte er gespannt.

Seine Blicke schienen die Frau, die sich erschöpft auf einem Stuhle niedergelassen, durchbohren zu wollen.

Die Mappe emporhaltend, flüsterte die Frau:

— Hier ist das Geld!

Der Advokat stand wie eine Bildsäule.

— Wilhelmine! stammelte er.

— Hast wohl selbst nicht an die Möglichkeit geglaubt?

— Ist's denn auch wahr?

Sie nickte lächelnd mit dem Haupte.

— Lorenz! rief sie erschreckt.

Der bleiche Mann schwankte, sie mußte ihm rasch das Kind abnehmen, das sie auf das Bett trug. Als sie zurückkehrte, kniete Lorenz am Boden, das Haupt auf den Tisch gelehnt.

— Ist es denn auch wahr? rief er bebend.

— Es ist wahr! Fasse Dich, wir sind nicht allein.

Das Kind sah neugierig und verwundert der Scene zu.

— Gehe zu Albert! befahl die Mutter. Er weint, suche ihn zu beruhigen. Spiele mit ihm, hole die neuen Sachen . . .

Sie führte Lorchen in die Kammer uud schloß die Thür.

Länger konnte sie ihre Erregung nicht bemeistern, sie warf sich neben dem Gatten nieder und schloß ihn in die Arme.

— Nun, beschleunige Deine Flucht, Lorenz; Du darfst nicht länger bleiben! Suche ein Unterkommen in Amerika, ich folge Dir nach, sobald Du schreibst.

— Wilhelmine, rief der bleiche Mann, ich kann es immer noch nicht glauben!

— So überzeuge Dich!

Sie nahm die Banknoten aus der Mappe.

Lorenz stieß einen leisen Schrei aus.

— Wie viel, wie viel? stammelte er die Hände ausbreitend.

— Fünfzig Stück!

Der Flüchtling betrachtete das bunte Papier. Wie glüheten seine Augen, wie bebten alle Muskeln seines Gesichtes, das fast einer Fratze glich.

Bebend zählte er die einzelnen Noten, die er aus der Hand seiner Frau empfing. Plötzlich verwandelten sich seine Züge, sie nahmen eine kalte Ruhe an, die sich auch in dem ganzen Benehmen des Mannes ausprägte.

— Der Besitz des Geldes, flüsterte er, ist es nicht allein, der mich für Augenblicke aus der Fassung brachte ... daß Onkel Andreas überhaupt gezahlt hat, wiegt mehr, viel mehr! Er hat die Anweisung respektirt, die ich ihm habe zugehen lassen! darin liegt der Beweis, daß ich unschuldig leide! Frage nicht, erzähle vielmehr, wie Andreas sich benommen hat.

Lorenz erfuhr Alles.

— Dieser Drohung bedurfte es nicht, murmelte er höhnisch lächelnd; der Filz darf sicher sein, daß das Geheimniß nicht verrathen werde. Wilhelmine, bete, daß meine Flucht gelinge; werde ich ergriffen,

so nutzt uns selbst dieser Reichthum nichts! Ich trenne mich schwer von meiner Familie; aber ich muß fort, ich muß!

Ueber den geheimnißvollen Zusammenhang der Dinge Auskunft zu geben, weigerte er sich beharrlich.

— Du siehst, rief er triumphirend, Andreas beugte sich einer Macht, die ihm furchtbar ist. Er hat sich von dem Gelde losgerissen, das ihm über Alles geht ... Preise nicht etwa seine Großmuth; hasse ihn, hasse ihn gründlich, denn er ist ein furchtbarer Verbrecher. Wollte ich ihn vernichten, so würde der Schlag auf mich zurückfallen ... Ich erhalte ihn, um mich zu schützen. Sei wohlgemuth Frau; unser Horizont, der jetzt noch dunkel ist, wird sich bald aufklären. Bereiten wir meine Flucht vor. Diese fünftausend Thaler behalte für Dich, mit dem Uebrigen gründe ich uns jenseits des Meeres eine Existenz. In Europa bin ich unmöglich geworden, denn ich habe die Sträflingskleider getragen, bin meiner bürgerlichen Ehre beraubt. Und auch Dich, liebes Weib, fesselt wohl Nichts mehr an die Heimath, in der Du so herbe Erfahrungen gemacht hast.

— Ich folge Dir gern, Lorenz!

— O, könntest Du mich begleiten!

— Ich würde nicht lange überlegen.

— Es ist unmöglich.

— Das begreife ich wohl.

— Weiß ich doch selbst noch nicht, welchen Weg ich wähle, wie ich reise. Und wie groß mögen die Hindernisse sein, die sich mir noch entgegenstellen. Du mußt mit den Kindern bequem und sicher reisen, darfst den Anfechtungen der Polizei nicht preisgegeben werden.

Man berieth nun, was zunächst zu thun sei. Es mußten anständige Reisekleider beschafft werden, die den Flüchtling unkenntlich machten. In der Stadt solche zu kaufen, schien nicht rathsam. Wilhelmine durchsuchte einen Koffer und fand glücklich einen Winterpaletot, den sie aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet hatte. Somit war dem dringendsten Bedürfnisse abgeholfen. Der Tag verfloß dem Paare in peinlicher Angst. Es hatte sich Niemand gezeigt, der Verdacht erweckte. Als der Abend zu dämmern begann, machte sich Lorenz reisefertig. Der arme Mann sah wirklich recht anständig aus; er trug frische Wäsche und gut erhaltene Kleidungsstücke. Das Geld verwahrte er in einem Beutel von starker Leinwand, den Wilhelmine angefertigt und ihm unter den Kleidern auf der Brust befestigt hatte. Außerdem gab

sie ihm die Hälfte von den Silberstücken, damit er einiges disponible Geld habe.

— Nun lebe wohl, Frau!

— Reise mit Gott, Lorenz!

Die Gatten umarmten sich.

— Bist Du schuldlos? schluchzte sie an seinem Halse.

— Ich bin nur leichtsinnig, oder vielmehr nicht vorsichtig gewesen, Wilhelmine!

— Sage es mir, daß ich Dich nicht nur lieben, daß ich Dich auch ehren und Dir vertrauen kann!

— O, glaube mir doch, mein liebes Weib!

— Das Geheimniß, das Du mir anvertraust, ist bei mir nicht minder sicher, als bei Dir ... Laß mich klar sehen, es ist vielleicht für die Zukunft gut! Onkel Andreas steht in Deiner Macht und doch scheinst Du ihn zu fürchten.

Der Flüchtling rief schmerzlich:

— Ich kann nicht, ich kann nicht! Sieh, Wilhelmine, Du forderst von mir Ehrenhaftigkeit; ich würde als ein Schurke erscheinen, wollte ich Dir, obgleich Du meine Frau bist, eine Silbe von dem verrathen, was ich als ein mir anvertrautes Gut betrachten muß. Vergiß nicht, daß ich Rechtsanwalt war, daß ich als solcher Pflichten hatte ... Vertraue

mir, die Zeit kommt, daß ich Dir Aufklärung geben kann ... Kann es Dich beruhigen, so schwöre ich Dir, daß ich auch im Interesse meiner Familie schweigen muß. Du weist Nichts, Du darfst und kannst Nichts wissen ... O, warte nur, ich verschaffe mir glänzende Genugthuung! Vergiß den Namen „Jeremias Freitag" nicht ...

Nun holte sie die Kinder, die er umarmte und küßte.

— Lebt wohl! Lebt wohl! rief er erschüttert.

Dann stürzte er aus dem Hause. Er verschwand in dem Dunkel des Abends.

Wilhelmine starrte ihm noch lange nach; sie faltete die Hände und betete für den Flüchtling, dem das Glück bis jetzt hold gewesen. Eine schwere Last war ihr vom Herzen genommen, denn sie hatte nun nichts mehr zu fürchten, wenn man ihre Wohnung durchsuchte. Der Gedanke, Lorenz besitzt hinreichende Geldmittel, um bequem zu reisen und sich in weiter Ferne eine Existenz zu gründen, erfüllte sie mit Ruhe und Vertrauen auf die Zukunft. Auch sie selbst war auf lange Zeit versorgt, sie brauchte andere Menschen ferner nicht in Anspruch zu nehmen.

Das Nachtessen war vorüber. Wilhelmine befand sich in der Kammer, wo sie mit den Kindern,

die sie zu Bett gebracht hatte, betete. Da ward heftig an die Thür geklopft.

— Gerechter Gott! rief erschreckt die Frau.

— Mutter! flüsterte Lorchen.

— Still, still! Sage Niemanden, wer Dich auch fragen möge, daß Onkel Andreas bei uns gewesen ist. Hast Du mich verstanden, Lorchen?

— Ja, liebe Mutter.

Den kleinen Albert beachtete sie nicht, er war noch zu jung. Rasch ging sie in die Stube, verbarg das Geld auf ihrem Busen, trat mit der Lampe in der Hand auf den Vorplatz und öffnete die Hausthür. Da Lorenz Nachts gekommen und Abends wieder gegangen war, durfte sie mit Gewißheit annehmen, daß Niemand ihn gesehen hatte. Wenn eine Haussuchung stattfinden sollte, so konnte sie nur der Verdacht veranlaßt haben, daß der Flüchtling sich bei seiner Frau aufhalte. Sie nahm sich fest vor zu leugnen.

— Wer ist denn da? fragte sie unbefangen.

Eine rauhe Stimme antwortete:

— Ich fordere Eintritt im Namen des Gesetzes!

Der Schein der Lampe traf einen Gensdarm, dem Polizeidiener folgten. Wilhelmine trat überrascht zurück.

— Mein Gott, was wollen Sie denn noch so spät bei mir?

— Sie werden es gleich erfahren!

Der Gensdarm wandte sich zurück und befahl mit lauter Stimme:

— Zwei Mann halten die Thür besetzt, die Uebrigen beobachten die Fenster des Hauses. Zeigt sich Verdächtiges, so ruft an, wird dem Rufe nicht auf der Stelle Folge geleistet, so schießt. Ihr wißt, daß wir einen gefährlichen Verbrecher suchen.

Dieser Befehl, so erschrecklich er auch klang, schüchterte die arme Frau nicht ein; sie wußte ja, daß Lorenz sich schon seit einer Stunde auf der Reise befand. Das Erscheinen der Sicherheitsmänner gab ihr Gewißheit, daß der Flüchtling aus der Nähe der Stadt glücklich entkommen war.

— Sie sind Frau Hube? fragte der bärtige Gensdarm.

— Ja, mein Herr.

— Die Frau des ehemaligen Advokaten Hube?

— Dieselbe!

Der Soldat sah sie vom Kopfe bis zu den Füßen forschend an.

— Befinden Sie sich allein in diesem Hause?

— Außer mir und meinen Kindern wohnt Niemand hier.

— Sie zittern, Frau!

— Vor Kälte und Schrecken; einen derartigen Besuch habe ich nicht erwartet . . .

— Ihr Mann ist aus dem Zuchthause entsprungen.

Wilhelmine stellte sich erstaunt.

— Ist's möglich.

— Sicheren Nachrichten zufolge hat er den Weg nach der Heimath eingeschlagen; befindet er sich bei Ihnen?

— Nein!

— Oeffnen Sie mir alle Zimmer und Kammern.

— Es ist Nichts verschlossen, lieber Herr; hier ist die Lampe, überzeugen Sie sich, daß ich mit meinen Kindern allein bin.

Der Gensdarm, gefolgt von einem Polizeidiener, durchsuchte das ganze Haus; er verschonte auch den Dachboden nicht, zu dem eine Leiter hinanführte. Dann kam er in die Stube zurück, wo Wilhelmine ruhig auf einem Stuhle saß.

— Ich habe allerdings Nichts gefunden, begann der Soldat; aber ich muß doch die Frage an Sie

richten: ist der entsprungene Sträfling bei Ihnen gewesen?

Wilhelmine verneinte es ruhig und entschieden.

— Wissen Sie überhaupt von der Flucht?

— Ich habe keine Ahnung davon gehabt.

— Vermuthen Sie auch nicht, wohin sich der Entsprungene gewendet haben kann?

Die junge Frau hätte fast gelächelt über diese Inquisition; sie begnügte sich, schmerzlich den Kopf zu schütteln.

— Lieber Herr, antwortete sie, ich habe mit meinem Manne, seit er in dem Strafhause sich befindet, keine Verbindung, ich habe nicht einmal mit ihm korrespondirt; wie kann ich um seine Flucht und um das wissen, was er zu thun beabsichtigt? Wenn er wirklich entflohen ist, wie Sie sagen, wird er jedenfalls das Haus seiner Frau meiden, wo man ihn doch zunächst suchen wird.

Der Gensdarm mochte diese Argumentation nicht genügend finden. Er ging noch einmal in die Kammer zurück, die er schon durchsucht hatte.

— Mein Kind, wandte er sich an Lorchen, die aufrecht im Bette saß, wo ist Dein Vater?

Lorchen sah ihn verwundert an.

— Mein Vater ist todt! antwortete das zarte Kind mit heller Stimme.

— Er ist also todt?

— Ja; die arme Mutter hat oft über ihn geweint.

— Wann hast Du ihn zuletzt gesehen?

Das Kind schwieg.

— Hast Du ihn gesehen?

Lorchen schüttelte das blonde Köpfchen.

— War nicht gestern oder heute ein Mann hier? Antworte oder ich nehme Dich mit mir in das Gefängniß!

Das Kind begann heftig zu weinen und rief nach der Mutter. Wilhelmine eilte herbei, nahm das Kind auf den Arm und trug es beruhigend auf und ab. Ein Thränenstrom rann über ihre bleichen Wangen, indem sie sagte:

— Ist denn unser Elend immer noch nicht zu Ende? Auch das arme Kind muß unter dem Jammer leiden, den der leichtsinnige Vater mir bereitet hat.

Sie mußte sich nun auch mit dem Knaben beschäftigen, der seine Hände aus dem Bette emporstreckte und in das Weinen der Schwester einstimmte. Der Gensdarm entfernte sich, ohne zu grüßen. Man

hörte das Rasseln seines Säbels, als er die Schwelle überschritt. Wilhelmine beruhigte die Kinder und blieb fortan ungestört. Die wechselnden Gemüthsbewegungen hatten sie so erschöpft, daß sie sich völlig der Ruhe überlassen mußte.

— War das ein Tag! flüsterte sie vor sich hin. Was Alles drängt sich in diese kurze Spanne Zeit zusammen! Ich habe Lorenz gesehen, der flüchtig ist; ich habe auch von Onkel Andreas eine große Summe erhalten, von demselben geizigen Manne, der mich gestern noch gemißhandelt hat. Ein seltenes Geheimniß muß zwischen ihm und jenem Jeremias Freitag obwalten, dessen Namen schon genügte, dem herzlosen Andreas Furcht einzujagen. Wie er da saß, der sonst eisenfeste Mann, ein Bild der Feigheit und des Jammers! Ich will ihm nicht mehr zürnen, er hat uns ja, ob gezwungen oder nicht, eine Wohlthat erwiesen, die unsere Familie glücklich machen wird. Aber das Geheimniß ... ach, wenn es nur nicht noch unheilvolle Folgen hat! Was kümmert es mich? Ich kenne Jeremias Freitag nicht, ich habe ihn nicht einmal gesehen ... Onkel Andreas wird schon wissen, wer dieser Mann ist. Ach, wenn Lorenz nur erst das Schiff erreicht hat, das ihn über das Meer trägt ...

Ihre Sinne verwirrten sich, sie sank in einen festen Schlaf. Nun war es still in dem einsamen Häuschen; kein Wind umtobte es diesen Abend, die Sterne blickten friedlich auf das Dach herab, unter dem eine Familie wohnte, die schon viel gelitten hatte und ferner noch viel leiden sollte, trotzdem ihr Geschick für den Augenblick sich günstig gestaltete.

4.

Der Freund des Flüchtlings.

Andreas Hube war wirklich krank. Der Riese mußte fast acht Tage das Bett hüten und Lotte, die Haushälterin, hatte manche böse Stunde mit ihm zu bestehen. Es war schon kalt, der erste Schnee wirbelte durch die Luft, als der reiche Mann Morgens in seinem Lehnstuhle saß und nach Gewohnheit die Zeitungen durchblätterte. Da rieb er sich plötzlich die Stirn und murmelte dumpf vor sich hin:

— Es ist wohl nicht möglich!

Er las wiederum die Zeilen, die ihm diese Worte erpreßt hatten.

— Da steht es deutlich und klar: Der ehemalige Advokat Lorenz Hube ist aus dem Zuchthause entsprungen und hat seine Flucht mit einer Kühnheit und Schlauheit bewerkstelligt, wie dies im gleichen Maße bisher nicht vorgekommen.

Der Dicke ließ das Blatt sinken.

— Der Teufel treibt sein Spiel! murmelte er

weiter. Soll denn die elende Geschichte noch nicht zu Ende sein? Lorenz befindet sich also auf freiem Fuße ... Mir geht ein Licht auf! Wilhelmine hat ihren Mann gesprochen und dieser hat ihr den Namen dessen genannt, den zu fürchten ich allen Grund habe. Die Frau weiß vielleicht mehr als mir lieb ist! O, die Sippschaft, wäre sie doch wo ...

— Seine schwere Hand, die sich geballt hatte, sank auf das Knie.

— Ich will mich nicht aufregen, der Arzt hat Ruhe anbefohlen ... aber der Teufel bleibe ruhig, wenn solche Dinge geschehen! Da habe ich nun geglaubt, dieser Schwindler, der Lorenz, wird in dem Zuchthause verkommen ... nein, er muß entspringen! In Europa darf er nicht bleiben, das steht fest ... Aber er kann aus der Ferne wirken ... Wenn nur diese Wilhelmine sich von ihm scheiden ließe!

Lotte trat ein und brachte eine große Tasse mit Bouillon.

— Was ist denn das schon wieder? rief sie erstaunt. Da sitzen sie als ob die Advokatenfrau eingetreten wäre, die Ihnen, und das mit Recht, ein Dorn im Auge ist. Denken Sie an das, was der Doktor Ihnen gesagt hat ...

Der Riese versuchte zu lächeln.

— Es ist Nichts, Lotte, gar Nichts!

— Mich führen Sie nicht an, das wissen Sie.

— Die Börsenkurse stehen schlecht, meine Liebe.

— Mögen sie stehen wie sie wollen, Sie haben sich darum gar nicht zu kümmern, denn Sie brauchen keine Geldgeschäfte mehr zu machen.

— Mein Geld steht noch in gewissen Unternehmungen, deren Stand ich immer kennen muß.

— Ziehen Sie Ihr Geld zurück, dann brauchen Sie die Zeitungen nicht mehr zu lesen, die Ihnen schon oft Kopfschmerz gemacht haben. Nun so trinken Sie die heiße Brühe, sie wird Ihnen gut thun.

Die Haushälterin stellte die Tasse auf das Tischchen neben den Herrn, der abwehrend mit der Hand winkte.

— Ich werde schon trinken!

Er sank in die weiche gepolsterte Rücklehne, legte die gefalteten Hände auf die Kniee und spielte mit den Daumen wie einst der Kardinal Richelieu, wenn er nichts denken wollte.

Lotte ging in die Kammer, um aufzuräumen.

Andreas Hube war früher Fleischer und Viehhändler gewesen; fehlte es ihm auch an Bildung, so besaß er doch einen bedeutenden Instinkt zu spekuliren, der, wenn er sich thätig zeigte, stets vom Glücke

begünstigt ward. Daß er dabei nicht immer auf dem Wege des Rechts geblieben, werden wir bald erfahren. Hube galt übrigens für einen Ehrenmann, der zwar eine rauhe Außenseite, aber dabei ein gutes Herz habe. Sein Vermögen schätzte man nahezu auf eine Million. Große Stadthäuser und einige bedeutende Landgüter waren sein Eigenthum, die alle von einem Advokaten verwaltet wurden. Diesen Verwalter werden wir sogleich kennen lernen.

An der Saalthür draußen ward die Glocke gezogen.

— Lotte! rief der reiche Mann.

Die Haushälterin steckte den Kopf durch den grünen Vorhang, der die offene Thür des Schlafzimmers bedeckte.

— Was gibt es denn, lieber Herr Hube?

— Man hat geklingelt.

— Schon so früh?

— Ja, schon so früh! antwortete apathisch der Dicke. Ich soll keine Ruhe haben, der Teufel treibt immer sein Spiel.

— Vielleicht stattet Ihnen die schöne Frau Hube wiederum einmal einen Besuch ab.

— Mag sie, ich habe Nichts dagegen.

— Was soll geschehen, wenn sie es ist?

— So mag sie eintreten.

— Aber die Aufregung, lieber Herr . . . wollen Sie denn nicht endlich einmal an sich denken und die schreckliche Sippschaft, die Sie aussaugt, abschütteln.

— Das kann Alles noch geschehen, liebe Lotte!

Die Glocke ward zum zweiten Male gezogen.

— Nur Geduld! rief Lotte ärgerlich. Thun die Leute doch, als ob ich nur ihretwegen da wäre!

Sie schwankte träge durch das große Zimmer und verschwand.

— Ich wollte, Wilhelmine käme, dachte der Rekonvaleszent; ich würde vielleicht Manches erfahren, was mir lieb wäre. Der Teufel treibt sein Spiel . . . da kommen Dinge vor, die mir recht unangenehm sind. Aber Geduld, wenn ich erst wieder ganz gesund bin . . .

Lotte öffnete die Thür.

— Treten Sie nur ein, Herr Advokat, Sie stören nicht; Sie kommen im Gegentheil zu guter Stunde!

Ein kleiner Mann erschien auf der Schwelle, eine seltsame Gestalt. Es war der Rechtsanwalt und Güterverwalter des Andreas Hube, der tief aufathmete, als er den Juristen erblickte.

— Du, mein lieber Freund! rief er. Ich freue mich, Dich zu sehen!

Der Advokat war so klein oder vielmehr so kurz, daß er einem Knaben glich; auch sein bartloses Gesicht würde knabenhaft ausgesehen haben, wenn nicht bereits einige starke Furchen es durchzogen hätten; Kurtz, so hieß mit Recht der Jurist, war ebenso alt als der frühere Viehhändler; er zählte fünfzig Jahre. Sein Kopf, mit kurzen struppigen Haaren dicht bedeckt, harmonirte nicht ganz mit den übrigen Körpertheilen; er erschien, da die eckige und glänzende Stirn zu weit hervorsprang, zu groß. Denke man sich die Gesichtsbildung eines Negers, natürlich ohne Schwärze, so hat man ein getreues Bild von den Zügen dieses kleinen Mannes, der als der pfiffigste Jurist in der großen Stadt bekannt war.

Ein Arzt würde an den plumpen Händen mit den kurzen dicken Fingern sofort erkannt haben, daß der Advokat in seiner Jugend die englische Krankheit gehabt hatte. Wie alle von der Natur vernachlässigten Menschen, so hielt auch dieser Knirps auf eine feine und elegante Toilette, er war mit Goldschmuck überladen, als ob er durch Glanz ersetzen wollte, was die Natur ihm versagt: schöne männliche Körperformen. Eine schwere Uhrkette lag über seiner schwarzen

Sammetweste, die mit starken Goldknöpfen verziert war. Seine Wäsche war blendend weiß. Auf dem mit zarten Spitzen besetzten Busenstreifen glänzte eine werthvolle Diamantnadel. Die Hände waren geradezu mit großen und kleinen Ringen überladen.

Die Beweglichkeit des Juristen ließ kaum auf das Alter von fünfzig Jahren schließen; er ging rasch und gestikulirte rasch. Seine Stimme hatte den echten Tenortimbre, sie war rein und klangvoll und der Besitzer verwendete sie mit Glück zum korrekten Sprechen, das hin und wieder affektirt klang. Ein leichtes Anstoßen mit der Zunge nannte er Lispeln, auf das er stolz war.

Da stand er vor dem Riesen wie ein Affe vor dem Bären.

Mit Eleganz streifte er die braunen Handschuhe ab, warf sie in den feinen Hut und setzte diesen auf den nächsten Tisch.

— Gestern erfuhr ich von meinem Bruder, Du seiest krank . . .

— Es ist vorüber! Der Teufel treibt manchmal sein Spiel!

— Gratulire, gratulire von Herzen!

Der Kleine legte seine Hand in die des Großen.

— Danke, lieber Adolf!

— Du siehst gut aus, Andreas.

Und Andreas lächelte.

— Was sagt Dein Bruder, mein Hausarzt?

— Er hat mir gestattet, mit Dir von Geschäften zu reden.

— Das ist ein gutes Zeichen.

— Gewiß; ich würde Dich sonst zwar besucht, aber sicherlich unterlassen haben, Dich zu belästigen ... Geschäfte bleiben immer unangenehm.

Der Rentier präsentirte Cigarren.

— Was soll das heißen? fragte er.

Adolf zündete seine Cigarre an, die er mit Eleganz zwischen den ringgeschmückten Fingern hielt.

— Nichts, o Nichts, Freund; wir können ruhig sprechen. Du kennst mein Prinzip: ich handele stets in Uebereinstimmung mit meinen Klienten ... Klarheit in allen Dingen ... die Cigarre ist vortrefflich!

— Sprich Dich aus, Adolf.

Die schlaffen Züge des Riesen drückten eine ängstliche Spannung aus.

Zunächst eine Neuigkeit, die Dich interessiren wird!

— Nun?

— Dein liederlicher Neffe ist aus dem Zuchthause entsprungen.

Jetzt brannte Andreas die Cigarre an, die er in der ausgestreckten Hand hielt, um sie dem Lichte näher zu bringen.

— Soeben habe ich es in der Zeitung gelesen.

— Ah, um so besser! Lorenz ist ein verwegener Mensch! Wie kühn hat er die Flucht vollbracht!

— Glaubst Du, daß der Teufel sein Spiel treibt . . .

— Und ihn wieder einfängt?

— Ja, Adolf!

— Ich möchte es bezweifeln!

Adolf hatte sich auf einem Sessel niedergelassen, da er bequem saß, reichten seine Füße nicht bis auf den Boden, er kokettirte mit den glänzenden Lackstiefeln, in denen seine Füße staken.

— Nun, so mag er entkommen! murmelte Andreas. In die Heimath darf er nie wieder zurückkehren, sie ist ihm für ewig verschlossen. So ist es besser, viel besser . . .

— Freilich! fügte der Advokat hinzu. Du würdest Deine liebe Noth gehabt haben, wenn Lorenz nach verbüßter Strafe in Freiheit gesetzt wurde. Jetzt hast Du nichts zu fürchten . . . Wünschen wir ihm eine glückliche Flucht . . . Da er das Zuchthaus hinter

sich hat, wird er auch weiter kommen. Aber die Frau, die Frau mit den beiden Kindern . . .

Andreas sah zur Seite, als ob er sehr unangenehm berührt würde.

Der Advokat richtete forschend seine Blicke auf ihn.

— Du bist gutmüthig, Andreas, ich habe Beweise davon, fuhr er gleichgiltig fort; Du würdest aber Deine Wohlthaten unnütz verschwenden, würdest wohl gar noch in's Gerede kommen, wolltest Du dem Weibe Deine milde Hand öffnen. Mag sie die frühere Profession wieder hervorsuchen, sie ist Putzmacherin . . . Gibt es doch der Wittwen genug, die für sich und ihre Kinder sorgen müssen . . . die schöne Wilhelmine wird sich schon zu helfen wissen; mag sie alte Bekanntschaften auffrischen, an denen sie wahrlich nicht Mangel leidet . . . Bah, ein schönes Gesicht findet immer Liebhaber! Vielleicht auch läßt sie der Gemahl nachkommen, wenn er irgendwo ein Asyl gefunden hat. Lorenz ist keck und unternehmend, er nimmt es mit der Ehrlichkeit nicht so genau . . . die Sache wird sich schon machen, ich zweifle nicht daran. Dann, Freund, bist Du der ganzen Sippschaft ledig und kannst frei aufathmen. Die Fluchtgeschichte macht großes Aufsehen, alle Zeitungen bringen den Steckbrief . . .

— Oh, oh! rief der Dicke. Muß denn das sein?

— Das Gesetz verlangt es.

— Mein Name, mein ehrlicher Name!

— Es ist freilich sehr fatal, aber man kann Nichts dagegen thun. Nun muß ich eine Frage an Dich richten: hast Du irgendwie die Flucht unterstützt! Weißt Du darum? Wende Dich nicht ab, Andreas, ich frage nur der Sicherheit wegen . . .

— Ich soll die Flucht unterstützt haben, ich? rief Hube entrüstet.

— Man wird eine eidliche Aussage von Dir fordern.

— Thorheit!

— Hast Du vielleicht mittelbar . . .

— Was soll das heißen?

— Du könntest ja der Frau Geld gegeben haben.

Um seine Verlegenheit zu verbergen, murmelte Hube:

— Ja ich habe der Frau dann und wann Kleinigkeiten geschenkt, daß sie mit ihren Kindern nicht Hunger leide. Es kann dies nicht auffallend sein, da ich nicht nur ein Verwandter, sondern auch der Pathe des ältesten Kindes bin . . . Die Polizei soll mich ja verschonen, ich will Ruhe haben . . .

Bayerische Staatsbibliothek München

Lorenz ist mein Neffe nicht mehr, ich kümmere mich nicht um ihn. Der Frau habe ich für alle Zeiten mein Haus verboten, und somit wird sie mich künftighin verschonen.

Andreas rauchte, daß große Wolken zur Decke emporzogen.

Die listigen Blicke des Advokaten hafteten immer noch auf Hube.

— Das hast Du recht gemacht, Freund! Wilhelmine ist ein gefährliches Weib, durch die Flucht ihres Mannes ist sie noch gefährlicher geworden . . .

— Wie ist das möglich?

Andreas glotzte den kleinen Freund an. Dieser rückte ihm näher.

— Das will ich Dir sagen. Die Frau des entwichenen Sträflings wird von jetzt an unter strenger polizeilicher Aufsicht stehen, weil man vermuthet, sie weiß um seinen Aufenthalt und läßt ihm Unterstützungen zufließen. Du kennst unsere geheimen Organe nicht . . . Die schöne Wilhelmine wird keinen Schritt thun, ohne daß die Polizei ihn erfährt. Eine Veränderung ist mit der Frau schon vorgegangen.

— Eine Veränderung?

— Sie wohnt nicht mehr draußen in dem einsamen Hause.

— Oh! murmelte der Dicke.

— Sie hat sich eine freundliche Wohnung in der Vorstadt gemiethet. Es ist dies ein Zeichen, das in den Augen der Polizei Bedeutung hat. Ich hielt es für Pflicht, Dir Mittheilung zu machen ... Richte Dich also danach und brich jeden, auch den entferntesten Verkehr mit der Dame ab. Ob sie Noth leide oder nicht, es darf Dich nicht kümmern. Drücke die Regungen des Mitleids nieder, wenn sie Dich anbettelt ... Oeffne ihr die Thür nicht, wenn sie klopft ...

— Das werde ich thun, gewiß, ich werde es thun. Vor einigen Wochen ließ ich mich verleiten, ihr fünfzig Thaler zu schenken ...

— Andreas!

— Damit habe ich die Frau abgekauft.

Kurtz fragte lächelnd:

— Hast Du ihr wirklich nicht mehr gegeben?

— Nein! fuhr der Dicke auf. Sie heulte und schrie, ich konnte nicht ausweichen ... der Winter ist vor der Thür, die Kinder hatten keine warmen Kleider ... mag sie sich nun mit dem Gelde einrichten, von mir erhält sie keinen Groschen mehr.

Hube schöpfte tief Athem, seine breite Brust hob sich, als ob ihr eine Last entnommen wäre.

— Adolf, fragte er kläglich, ist denn sonst noch etwas vorgefallen?

— Nichts von Bedeutung, lieber Freund!

Der Advokat blickte auf seine Finger, die er halb krumm gebogen hatte.

— Doch, rief er; etwas Angenehmes.

— Nun?

— Ich habe dem Bauer Ralf das Gut verkaufen lassen, da er die zweite Abzahlung nicht geleistet hat.

Die Augen des Riesen vergrößerten sich, indem er fragte:

— Wer hat es erstanden?

— Wer anders als Du. Seit vorgestern bist Du um zwanzigtausend Thaler reicher.

— Richtig; Ralf hatte zwanzigtausend Thaler angezahlt; das Gut sammt Anzahlung sollten mir verfallen, wenn der Rest an einem bestimmten Tage nicht gezahlt würde.

— Ich habe trotzdem einen Termin anberaumen lassen . . . Mein Agent mußte Meistbietender bleiben. Nach acht Tagen wird Ralf an die Luft gesetzt. Ich habe es zu verhindern gewußt, daß dem Ralf, der weidlich suchte, das ihm fehlende Geld geliehen wurde. Es wird sich wohl bald ein neuer Käufer finden . . .

Der Anwalt berichtete noch über einige andere Geschäftsangelegenheiten, wie er seine wohlangelegten Betrügereien nannte; er spekulirte mit dem Gelde Hube's und erhielt von dem Gewinne ein ansehnliches Proxenetikum. Ob das Unternehmen der Beiden groß oder klein war, Reellität lag ihm nie zum Grunde. Hube schätzte seinen Anwalt, da alle seine Spekulationen bis jetzt geglückt waren. Der letzte Theil der Unterredung hatte den Rentier aufgeheitert, er lächelte, rauchte weidlich und lud den Juristen für einen der nächsten Tage zum Essen ein. Kurtz entfernte sich, nachdem er noch einmal dringend ermahnt hatte, sein Klient möge sich um die Frau des Sträflings ferner nicht mehr kümmern, da dies, wie er dargethan, gefährlich sei.

Eine Stunde später kam der Arzt, der Bruder des Juristen. Der Doktor war um einige Jahre älter als jener, eine kleine gedrungene Gestalt, mit grauem Haare und von gutmüthigem Aussehen. Sein Patient war zugleich sein Freund, denn Hube liebte es, sich geistig ihn überragenden Männern eng anzuschließen. Der Doktor Kurtz hatte dem nicht widerstrebt, da der Riese um sein Leben sehr besorgt war, und den Arzt, der ihm, seiner Meinung nach, das kostbarste aller Güter erhielt, gut bezahlte.

— Du rauchst, Andreas! rief der Aeskulap.

— Dein Bruder machte mir Appetit.

— Ah, Adolf hat Dich besucht!

— Schadet mir das Rauchen?

Der Arzt prüfte den Puls des Patienten.

— Ich bin zufrieden mit Dir, meinte er.

— Das Gesicht Hube's verklärte sich.

— Habe ich einen Schlaganfall zu fürchten?

— Jetzt nicht mehr; aber hüte Dich vor Aufregung, mache Dir täglich Motion und ... trinke keinen Wein!

Auch der Doktor sprach nun von der Flucht des Advokaten, die, wie er berichtete, großes Aufsehen in der Stadt mache. „Man wundere sich allgemein," fügte er hinzu, „daß der Steckbrief so spät erschienen sei. Nach der Mittheilung eines in der Regel gut unterrichteten Blattes solle mit dem Advokaten ein gefährlicher Verbrecher entsprungen sein, dessen Verfolgung schon vor acht Tagen angeordnet wäre, so daß es schiene, als ob man den Advokaten nicht ernstlich verfolgte." Hube hörte gleichgiltig zu, er wollte von seinem Neffen Nichts mehr wissen; nur Eines beklagte er: daß sein ehrlicher Name in dem Steckbriefe stehe.

— Der Teufel treibt sein Spiel! schloß er das

Klagelied. Kaum ein wenig zur Ruhe gekommen, geht der Spektakel wieder los.

Der Arzt ordnete Verhaltungsmaßregeln an und ging, versichernd, daß die Krankheit völlig überstanden sei.

— Gut, dachte der Rekonvaleszent, als er allein war, so kann ich das Aufsetzen meines Testaments noch verschieben, kann zusehen, wie die Dinge sich weiter entwickeln, die auf meine Bestimmungen Einfluß haben. Ich bin ja erst fünfzig Jahre alt und werde wohl noch eine Zeit lang leben. Der Doktor hat oft gesagt, ich stände im kräftigsten Mannesalter, und das ist auch wahr. Heute fühle ich mich wohl, der Kopfschmerz ist vorüber und das Athmen geht leichter ... Mein Vater ist zwar auch in Folge eines Schlages gestorben ... der Teufel wird doch nicht sein Spiel treiben ... Bah, ich will nicht daran denken!

Er erhob sich und schwankte in das Nebenzimmer. Die Einrichtung desselben, bequem und prachtvoll, paßte wenig zu dem ungeschlachten Bewohner, der mehr einer kolossalen Fleischmasse als einem Manne glich. Von den Möbeln erwähnen wir nur des Betts, das sich durch Größe und starke Bauart auszeichnete. Der Rentier hatte weislich dafür gesorgt,

daß seine edlen Glieder Nachts nicht in Gefahr kamen, um einige Fuß erniedrigt zu werden. Das Bettgestell war aus massivem Eichenholze gefertigt, hatte säulenartige Füße und starke Bretter, die durch Eisenbeschläge zusammengehalten wurden.

Was sonst noch die Bequemlichkeit erforderte war in reichem Maße vorhanden. Kostbare Decken von Bärenfell lagen am Boden, dem großen Porzellan-Ofen entströmte Tag und Nacht eine milde Wärme und durch die dichtverschlossenen Fenster konnte kein Hauch des Winters dringen. Neben dem Bette stand ein feuerfester Eisenschrank, der die Dokumente und Geldvorräthe des reichen Mannes barg. Wir lassen ihn bei seinen Schätzen, die er zu mustern begann, und begleiten den kleinen Advokaten, der in einer Droschke durch die Stadt fuhr. In einer Straße der Vorstadt hielt der Wagen.

— Nummer zwölf! meldete der Kutscher, der ehrerbietig den Schlag öffnete.

Kurtz, in einen feinen Pelz gehüllt, stieg aus.

— Warten! befahl er.

— Wie lange?

— Gleichviel; warten Sie bis ich zurückkomme.

— Gut, Herr!

Der Kutscher warf eine Decke über sein Pferd

und stellte sich so an den verschlossenen Wagen, daß der mit Schnee gemischte Wind ihn nicht erreichen konnte.

Adolf Kurtz trat in das Haus, das den Charakter eines zwar bescheidenen, aber anständigen Grundstücks trug. Eine helle Treppe führte ihn zu dem zweiten Stockwerke hinan.

— Hier muß sie wohnen! flüsterte er, indem er eine braune Thür betrachtete. Richtig, dort ist der Porzellangriff der Glocke; mein Spion hat ein gutes Kennzeichen angegeben.

Er schlug den Pelz auseinander und musterte die Füße; dann öffnete er den Rock und ordnete die schwere Goldkette, die sich auf der schwarzen Sammetweste kreuzte. Vorsichtig nahm er den Hut ab, um das schwarze Haar glatt zu streichen. Die rechte Hand entblößte er, damit die schimmernden Diamantringe sichtbar wurden. Nachdem er leise gehüstelt hatte, daß die Stimme klar erklingen solle, zog er die Glocke.

— Mutter, Mutter! rief im Innern der Wohnung ein Kind.

— Ah, dachte der Rechtsanwalt, das reizende Weib ist zu Hause!

Eine Minute später ward die Thür geöffnet.

Wilhelmine selbst stand an der Schwelle; sie kannte den Advokaten schon, es verrieth dies die unangenehme Ueberraschung, die sich in ihren lieblichen Zügen ausdrückte.

— Was steht zu Diensten? fragte sie befangen.

Zugleich zog sie sich zurück, daß der Advokat eintreten konnte.

— Eine eigenthümliche Angelegenheit führt mich zu Ihnen, Frau Hube . . .

Der kleine Mann verneigte sich tief.

— Sie kennen mich doch? fragte er, als Wilhelmine schwieg.

— Ich habe die Ehre, Herr Advokat.

— Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten?

Die junge Frau überlegte einen Augenblick.

— Meine Zeit ist mir gerade heute kurz zugemessen . . .

— In Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, mich nicht abweisen zu wollen.

Es kostete Wilhelminen Ueberwindung, dem Wunsche des kleinen Mannes zu genügen; da sie aber wußte, daß er der Rechtsanwalt und Administrator des Onkel Andreas war, von dem sie eine große Summe unter eigenthümlichen Verhältnissen

gefordert und erhalten hatte, führte sie ihn in das Wohnzimmer. Hier sah es anders aus, als in dem Häuschen vor der Stadt. Das Meublement war neu und bürgerlich elegant, saubere weiße Vorhänge schmückten die Fenster und ein grauer Teppich bedeckte den Boden. Auf dem polirten Arbeitstischchen am Fenster lag die große Stickerei, mit der die fleißige Frau gerade beschäftigt war. Dort hinter dem runden Tischchen stand auch ein Sopha, über demselben hing ein Spiegel in goldenem Rahmen, und auf der glänzenden Kommode lagen Bücher. Wie sauber und gemüthlich war die Wohnung der Frau des Sträflings, der gerade jetzt steckbrieflich verfolgt ward. Und Wilhelmine selbst . . . auch sie hatte sich nicht minder vortheilhaft verändert, als ihre äußere Lage.

Heute trug sie ein dunkles Thibetkleid, das sich eng den eleganten Körperformen anschmiegte. Die Bänder der kleinen Schürze von schwarzem Taffet zeichneten die feine Taille reizend ab. Das glänzende blonde Haar, einfach in Flechten zusammengelegt, bildete über der mattweißen Stirn den schönsten Wellenscheitel, der sich denken läßt. Hätte Wilhelmine noch die frischen Wangen von früher gehabt, man würde sie kaum für eine junge Frau gehalten

haben. Aber Sorgen und Kummer hatten doch ihre Spuren zurückgelassen, es lag etwas Gedrücktes in dem ganzen Wesen der schwer heimgesuchten Frau, das die augenblicklich günstige Lage nicht bannen konnte.

— Ah, flüsterte der kleine Mann, Sie wohnen nicht übel!

Mit Ostentation entblößte er die linke Hand und warf die Glacéhandschuhe in den Hut.

— Es ist warm! fuhr er fort. Darf ich auf einige Augenblicke den Hut ablegen? Ich werde nur so lange stören als es unumgänglich nöthig ist. Uebrigens bitte ich Sie, die Arbeit wieder zur Hand zu nehmen; wir können doch mit einander sprechen.

Er warf den Pelz auf die Lehne des Sophas, so zwanglos, als ob er in seinem eigenen Zimmer sich befände.

— Mein Gott, dachte Wilhelmine, was wird dieser Mensch mir bringen!

Die Erinnerung an Jeremias Freitag fiel ihr schwer auf die Seele.

— Nehmen Sie Platz, Herr Advokat! bat sie so unbefangen als es ihr möglich war.

Der kleine Mann führte galant die junge Frau zu dem Arbeitstischchen. Dann ließ er sich ihr zur

Seite nieder. Wir müssen erwähnen, daß Adolf Kurtz früher, als Lorenz Hube noch in Amt und Würden war und ein großes Haus machte, sich als der Freund des jetzigen Sträflings gezeigt hatte. Welcher Natur diese Freundschaft war, wird sich bald zeigen. Wilhelmine ergriff zwar die Arbeit, aber sie konnte vor Angst die feinen Perlen nicht erfassen, die vor ihr auf einem Papiere lagen. Kurtz entfaltete sein Taschentuch von gelber Seide . . . ein starkes Odeur erfüllte plötzlich das Zimmer. Während er das Tuch zart an die Lippen brachte, sah er forschend die Stickerin an; die Befangenheit derselben entging ihm nicht, er bemerkte sie mit einer Schadenfreude, die sich in einem kalten Lächeln ausdrückte. Das Weinen des jüngsten Kindes schreckte Wilhelminen plötzlich auf; sie eilte nach der Thür.

— Verzeihung! flüsterte sie, indem sie an dem Gaste vorüberstreifte.

Dann verschwand sie. Man hörte ihre Stimme, die den Kindern freundlich zuredete und sie ermahnte, mit Ruhe die Spiele auf dem Vorsaale zu treiben.

— Schade, schade, murmelte der Advokat vor sich hin; wären doch die Kinder nicht! Die Frau ist immer noch reizend, immer noch bildschön; ich möchte behaupten, sie sei pikanter geworden! Wie die Be-

rührung des Kleides mich elektrisirte . . . ein Schauer durchrieselte meine Adern . . . Es wird sich wohl machen . . . Wie ängstlich sie ist . . . Ich glaube, daß ich die rechte Zeit gewählt habe, um mit Erfolg die Sache anzugreifen.

Wilhelmine kam zurück.

— Ich mußte Frieden stiften! sagte sie aufathmend.

— Ueberall ist Krieg, selbst unter den Kindern, die sich lieben!

Nach dieser geistreichen Bemerkung zog der Advokat seine goldene Uhr.

— Sie wohnen nicht übel!

Die junge Frau antwortete nicht.

— Ein Kontrast zwischen Jetzt und Sonst bleibt immer, fuhr er fort. Ihr trauriges Geschick ist mir stets zu Herzen gegangen; hätte ich es wagen und Ihrem Onkel vorgreifen dürfen, der ohne Zweifel väterlich für Sie sorgt, ich würde Ihnen längst Freundesdienste angeboten haben . . . der brave Hube läßt sich so etwas nicht nehmen . . .

— Sie wollen mir Mittheilungen machen, Herr Advokat.

— Gestatten Sie mir, daß ich zunächst dem Gefühle Ausdruck gebe, das ich für Sie hege . . .

Lorenz Hube war mein Freund, ich beklage tief die Verirrung, deren er sich schuldig gemacht ... ich beklage sie doppelt, da auch Sie darunter leiden müssen. Wenn ich der Hoffnungen gedenke, mit denen Sie damals in das Haus Ihres Gatten zogen, wenn ich ferner bedenke, wie gründlich alle diese Hoffnungen gescheitert sind ... Ich möchte blutige Thränen weinen. Daß Ihre materielle Lage gesichert ist, glaube ich annehmen zu dürfen, da Herr Hube, trotz seiner Eigenheiten, doch ein gutes Herz besitzt ... Oder sollte ich mich täuschen? Sie arbeiten so fleißig, als ob Sie Ihren Unterhalt verdienen müßten ... Ihre Gesundheit leidet ...

Wilhelmine antwortete ohne aufzublicken.

— Ich bin an Thätigkeit gewöhnt!

— So wählen Sie eine Thätigkeit, unter der Sie nicht leiden. Die Nadel zittert in ihrer Hand ...

— Meine Lage ist jetzt nicht mehr so drückend.

— O, wie freut es mich, das Sie zufrieden sind! Wenn nur nicht ein Zwischenfall eintritt, der Sie auf's Neue betrübt ...

Sie blickte erschreckt auf.

— Was soll das heißen. Fürchten Sie vielleicht ...

— Ja, weil ich fürchte, bin ich zu Ihnen ge-

kommen; es drängt mich, Ihnen durch die That zu beweisen, daß ich die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Hause verlebt, nicht vergessen habe. Ich weiß nicht, ob Sie es schon erfahren haben ...

— Was?

— Daß Lorenz Hube aus dem Strafhause entflohen ist.

— Entflohen?

— In allen Zeitungen steht der Steckbrief, er ist sogar mit einem sehr gefährlichen Verbrecher entflohen.

— Ja, ich weiß es, man hat bei mir Haussuchung gehalten ... Möge seine Flucht gelingen! Ich bin so verwirrt, daß ich mein Gedächtniß anstrengen muß, um mich der Ereignisse zu erinnern. Die Flucht Lorenz's kann mich nicht berühren, ich habe nichts damit zu schaffen. Sollte man seiner wieder habhaft werden, ich kann nichts dagegen thun ...

Thränen traten der jungen Frau in die Augen, die sie sich mit einem weißen Tuche trocknete.

— Das Glück wird ihm ja wohl günstig sein, rief sie nach einem tiefen Seufzer.

— Sprechen Sie diesen Wunsch nicht vor Zeugen aus, die ihn dem Kriminalgerichte hinterbringen ...

— Noch bin ich die Gattin meines Mannes, rief sie lebhaft, noch kann ich an ihn denken und für ihn empfinden. Für das, was er gethan, mag er vor seinem Gewissen Rechenschaft ablegen ... Ich sitze nicht über ihn zu Gericht!

Der kleine Jurist hatte sinnend vor sich hingesehen.

— Das ganze Leben des armen Lorenz ist zertreten, sagte er traurig; mag er nun entkommen oder wieder eingefangen werden, er existirt für seine Heimath nicht mehr und alle seine Freunde müssen sich von ihm zurückziehen, wenn sie sich nicht selbst schaden wollen. Es liegt einmal in unseren Lebensanschauungen, mag der Sträfling sich gründlich gebessert haben, mag er nach verbüßter Strafe von den besten Grundsätzen beseelt sein und seine Verirrung tief bereuen ... die Welt wird ihn fliehen wie einen für ewig Gebrandmarkten, denn es glaubt Niemand an seine Besserung.

— Wenn nun Lorenz im Stande gewesen wäre das Geld zu ersetzen, das er aus Noth in seinem Nutzen verwendet; wenn der reiche Graf von Hohenbusch geschwiegen hätte, statt denunzirt ... wäre mein Mann nicht derselbe geblieben, der er war?

— Gewiß, gewiß!

— Wie Mancher hat im Stillen betrogen und geht heute noch als Ehrenmann durch die Straßen der Stadt! Hätte man ihn überführen können, er würde der Strafe und der Verachtung anheimgefallen sein ... so aber zieht man den Hut vor ihm, denn der nicht entdeckte Betrüger ist ein reicher Mann! Wähnen Sie nicht, Herr Advokat, daß ich dem Verbrecher das Wort rede; ich finde es nur ungerecht, daß man den Lorenz wegen seines Leichtsinns ganz mit Füßen tritt.

Kurtz zuckte mit den Achseln.

— Wo kein Kläger, ist kein Richter!

— Wahr, sehr wahr!

— Das Auge der Behörde kann nicht an alle Orte, nicht in das Innere jedes Menschen dringen! Das Gesetz muß Exempel statuiren, um zu warnen und abzuschrecken ...

— Wie grausam! Wer nun nicht gerade vom Glücke begünstigt ist ...

— Der fällt als Opfer; Verzeihung, Frau Hube, ich spreche als Jurist ... wollte ich meine Meinung als Mensch sagen, ich würde mich anders ausdrücken ... Nach Lage der Dinge ist Lorenz für die Welt verloren ... Jetzt hat er mit einem Raubmörder gemeinschaftliche Sache gemacht ...

— Wissen Sie das? fragte Wilhelmine entrüstet.

— Lesen Sie den Bericht, über die Flucht aus dem wohlverwahrten Zuchthause ...

— Lorenz ist allein entflohen, rief Wilhelmine; er ist leichtsinnig, aber nicht schlecht! Hätten ihn die Verwandten, auf die er gerechnet, nicht im Stiche gelassen, der Graf würde den Verlust seines Geldes nicht bemerkt haben.

Der Advokat hatte seine Ringe betrachtet.

— Ich widerspreche Ihnen nicht, liebe Frau Hube, da es mir nicht in den Sinn kommt, meinen ehemaligen Freund und Kollegen irgendwie herabzusetzen; aber es ist amtlich ermittelt, daß Lorenz in Gemeinschaft mit einem schweren Verbrecher, der für die Zeit seines Lebens eingesperrt war, die überaus kühne Flucht bewerkstelligt hat. Vielleicht haben Sie von dem schrecklichen Manne gehört, der unter dem Namen „Jeremias Freitag" allgemein bekannt ist.

Die arme Wilhelmine mußte gewaltsam einen Aufschrei unterdrücken. Die Stickerei entsank ihren bebenden Händen.

— Meine Kinder sind schon wieder in Streit gerathen! flüsterte sie entsetzt. Erlauben Sie, daß ich nachsehe, ich werde sogleich zurückkehren.

Sie verließ das Zimmer.

Kurtz sah ihr höhnisch lächelnd nach.

— Gehe nur, schönes Weib, murmelte er vor sich hin, Du verbirgst mir Deinen Schrecken nicht, ich habe ihn längst bemerkt! Jeremias Freitag ist der Genosse Deines Mannes, wir wissen es genau! die Kinder spielen friedlich auf dem Vorsaale, Du brauchst nicht zu interveniren ... Du willst nur den Schrecken verbergen, den Jeremias Freitag in Dir hervorgerufen. Wilhelmine ist schön, immer noch schön ... Ich finde, daß sie als Frau reizend ist ... Wie die alte Gluth in meinem Herzen von Neuem auflodert! O, ich muß zum Ziele gelangen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen! Bin ich nicht ein geachteter Mann? Bin ich nicht reich, sehr reich? Daß die Natur mich vernachlässigt hat, ist kein Grund ... Bah, siege ich nicht durch Verlockung, so wende ich den Terrorismus an.

Er trat vor den Spiegel, ordnete seine Kravatte und strich das schwarze Haar glatt.

Auf dem Vorsaale war es still, weder die Stimme der Mutter, noch die zarten Stimmchen der Kinder ließen sich vernehmen.

— Es ist etwas vorgegangen, dachte der Advokat; wie tief das Geheimniß auch verborgen liege,

ich werde es schon ergründen! Wilhelmine selbst wird mir die Mittel dazu liefern. Der Name Jeremias Freitag hat einen mächtigen Eindruck ausgeübt.

Nun prüfte er die einzelnen Gegenstände in dem Zimmer.

— Nett, sehr nett! Von den fünfzig Thalern, die Onkel Hube gespendet, lassen sich solche Dinge nicht beschaffen . . . Es muß eine andere Hand thätig gewesen sein. Ich wette, der flüchtige Lorenz hat seiner Frau einen Besuch abgestattet! Ist nur ein Theil von dem wahr, was ich vermuthe, so führt Lorenz einen raffinirten Streich aus . . . Wir werden ja sehen.

Wilhelmine kam zurück.

Adolf saß schon wieder auf seinem Platze. Mit gierigen Blicken betrachtete er die schlanke Gestalt der jungen Frau, während sie an ihm vorüberging.

— Gestatten Sie mir, begann er, daß ich nun zu dem Gegenstande komme, der mich eigentlich zu Ihnen führt.

Die junge Frau stimmte bei durch ein Verneigen des Hauptes.

— Ich biete Ihnen meinen juristischen Beistand an.

— Ihren Beistand?

— Ja, Frau Hube!

— Zu welchem Zwecke?

— Sie müssen sich mit Ihrem Manne gründlich abfinden.

— Wie, Herr Advokat?

— Beantragen Sie die eheliche Scheidung.

Wilhelmine seufzte tief auf.

— An diesen Fall habe ich noch nicht gedacht.

— Ich glaube es wohl.

— Auch erkenne ich weder Grund noch Zweck ...

— Das dachte ich mir! Sie sind es zunächst Ihren Kindern schuldig, die den gebrandmarkten Namen des Vaters ferner nicht führen dürfen. Ach, ich habe mit Wehmuth an das Loos der unschuldigen Wesen gedacht! Da spielen sie sorglos und ahnen nicht, daß ihnen der Weg durch das Leben schon furchtbar erschwert ist. Auf den Onkel dürfen Sie nicht zählen, Hube ich zu erbittert ... Ich habe mehr als einmal versucht, ihn zur Milde und Nachsicht zu bestimmen ... Mein Bemühen scheiterte an der Hartnäckigkeit, die ein Grundzug seines Charakters ist. Da sind Sie nun auf sich selbst angewiesen ... Machen Sie sich frei, daß Sie zwanglos über sich verfügen können.

Der Advokat entwickelte scharfsinnig der Gründe

viel, die Wilhelminen bestimmen sollten, seinen Rath zu befolgen.

Sie hatte anscheinend aufmerksam zugehört.

— Ich danke Ihnen für das rege Interesse, das Sie an mir nehmen; aber der Schritt, den Sie mir anrathen, ist doch so wichtig, daß ich ihn einer reiflichen Ueberlegung unterziehen muß.

Der kleine Mann betrachtete wieder einmal seine Ringe.

— Sie sind nun zwei Jahre von Lorenz getrennt, begann er nach kurzer Pause.

— Ja!

— Eine Sehnsucht nach ihm kann nicht in Ihnen erwacht sein.

Wilhelmine antwortete nicht.

— Die Erziehung der Kinder, fuhr der Advokat fort, ist für eine mittellose Mutter eine schwere Aufgabe. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen diese Aufgabe erfüllen helfe!

Die junge Frau sah auf.

— Sie, Herr Advokat?

— Es drängt mich, Ihnen meine Sympathie nicht nur zu erkennen zu geben, sondern auch zu bethätigen.

Wilhelmine arbeitete mit zitternden Händen; sie

konnte nur die gewöhnliche Phrase flüstern: „Sie sind sehr gütig, Herr Advokat!“ Wiederum trat eine Pause ein, die Adolf Kurtz mit den Worten unterbrach:

— Ich kann und werde bewirken, daß Ihre Kinder vortrefflich erzogen werden ... als ob sie die meinigen wären! fügte er hastig hinzu. Und um auch den letzten Zweifel zu lösen, der in Ihnen auftauchen könnte, so biete ich Ihnen meine Hand an ...

Ihre Hände ruhten plötzlich, mit einem unbeschreiblichen Blicke sah sie auf.

— Vergessen Sie nicht, stammelte sie, daß ich die Frau eines Sträflings bin ... Man hat sogar die Beschuldigung ausgesprochen, daß ich einen unglückseligen Einfluß auf meinen Mann ausgeübt hätte ...

— Wie die Welt auch urtheilen, wie sie auch verkennen möge, ich setze mich darüber hinweg und führe Sie, Wilhelmine, als Gattin in mein Haus ... der Name Kurtz ist makellos, ist geachtet ... Und Sie werden ihn fortan tragen. Lorenz Hube hat den Schatz nicht zu würdigen gewußt, den das Glück ihm übergeben ... Sie erinnern sich, daß ich mich Ihnen vor Jahren näherte, daß ich mich um Sie bewarb ... Lorenz trug den Sieg über mich davon.

Meine Gefühle für Sie sind heute noch dieselben, die Zurücksetzung hat sie nicht abgeschwächt ... Als ich Ihr Unglück erfuhr, habe ich mit Ihnen gelitten ... Jetzt, nachdem Sie sich in die schreckliche Lage gefunden haben, jetzt, da Sie ruhig denken können, trete ich wieder vor Sie ...

Wilhelmine unterbrach ihn:

— Herr Advokat, noch bin ich die rechtmäßige Gattin Lorenz Hube's!

— Gewiß, ich habe es nicht vergessen; aber ich glaube nicht, daß unter den obwaltenden Umständen Ihr Pflichtgefühl verletzt wird, wenn ein unbescholtener Mann, der Sie liebt, Sie vor den schrecklichen Folgen zu schützen sucht, die das Verbrechen Ihres Mannes für Sie haben muß. Das Gesetz löst sofort Ihre Ehe! Um Ihnen den Entschluß zu erleichtern, habe ich mich offen ausgesprochen ... Sie wissen nun, unter wessen Schutz Sie treten, wenn Sie frei sind! Ich fordere nicht sofort eine Entscheidung; gestatten Sie mir, daß ich nach einigen Tagen Sie besuche ...

Adolf Kurtz hatte sich erhoben.

— Ihr Antrag ehrt mich hoch! stammelte die junge Frau.

— Sprechen Sie sich nicht aus, überlegen Sie,

Frau Hube! Sie haben recht, ein so wichtiger Schritt will erwogen sein . . . denken Sie an die Flucht aus dem Zuchthause, an den unbeugsamen Onkel und an Jeremias Freitag!

Der Advokat hatte sich in seinen Pelz gehüllt. Jetzt nahm er den Hut.

— Sie finden keinen getreuern Freund als mich! sagte er betonend.

Zugleich verneigte er sich und verließ das Zimmer. Als Wilhelmine auf den Vorsaal trat, war der kleine Mann schon verschwunden. Die Kinder eilten ihr entgegen. Laut schluchzend hob sie den Knaben empor und drückte ihn an die Brust. Lorchen umklammerte die Mutter und fragte:

— Warum weinst Du? Hat der fremde Mann Dir ein Leid angethan?

Sie setzte den Knaben zu Boden und hob das Mädchen empor.

— Nein, mein Kind, nein; beruhige Dich nur, es ist Nichts geschehen! Bleibt und spielt noch, aber vertragt Euch unter einander, wie es guten Geschwistern zukommt.

Wilhelmine saß noch lange in ihrem Zimmer und starrte düster zu Boden.

— Ein schreckliches Geheimniß lastet auf mir

und ich kann nirgends die Erklärung finden! Der Advokat hat den Namen Jeremias Freitag genannt, denselben Namen, der Onkel Andreas in Furcht und Angst setzt. Und dieser Jeremias Freitag ist ein gefährlicher Verbrecher ... Mein Gott, welche Schlüsse muß ich ziehen!

Es dauerte lange, ehe sie so viel Fassung gewonnen, daß sie sich wieder zur Arbeit setzen konnte.

5.

Ein Weihnachtsabend.

Der Winter war mit seltener Strenge aufgetreten, so daß um die Mitte des Monats Dezember die Erde schon in den starren Fesseln eines starken Frostes lag. Wilhelmine hatte den bittersten Feind der Armuth, den Winter, nicht zu fürchten; das Kapital, das ihr Lorenz zurückgelassen, setzte sie in den Stand, selbst bei den hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse mit ihren Kindern eine behagliche Existenz zu führen. Sie arbeitete fleißig, ohne ihrer Gesundheit zu schaden, und wußte so die Ansichten zu verbreiten, daß sie Vermögen nicht besitze. Ihre Stickereien, die sie für ein großes Geschäft lieferte, erregten Bewunderung, man konnte sie mit Recht Muster von Eleganz, Geschmack und Feinheit nennen. Der Kaufmann ließ sich herbei, die Lohnpreise zu erhöhen, als die Stickerin andeutete, daß es ihr unmöglich sei, länger unter den bisherigen Bedingungen zu arbeiten. Sie durfte es wagen, mit Einstellung der Arbeit zu

drohen, da sie die Macht eines kleinen Kapitals hinter sich hatte; wäre sie ganz arm gewesen, sie hätte sich der Eigenmächtigkeit des Händlers fügen müssen. Ihre Lage war demnach eine günstige. In ihrem Gemüthe freilich sah es anders aus: Der Name „Jeremias Freitag", den auch der Advokat Kurtz genannt hatte, erfüllte sie mit Furcht vor einem Verbrechen, zu dem sie, ohne es zu wollen und zu wissen, die Hand geboten. Der Gefürchtete sollte ein großer Verbrecher sein, der in Gemeinschaft mit Lorenz aus dem Strafhause entsprungen . . . Lorenz mußte tief gesunken sein, daß er zu Mitteln dieser Art griff, Geld zu beschaffen. Und Kurtz, von dem sie wußte, daß er ihr nachstellte, konnte zur Erreichung seines Zweckes das schändliche Geheimniß verwerthen, dessen Mitwisser er ohne Zweifel war. Der kleine lächerliche und doch furchtbare Mann hatte seinen Besuch noch nicht wiederholt, es mußte dieser Umstand seinen wohlberechneten Grund haben, wie Alles, was der raffinirte Advokat that und unterließ. Wenn nun außerdem der Flüchtling ergriffen und zurückgebracht würde, wenn Onkel Andreas . . . die arme Frau konnte nicht weiter folgern, sie drückte die Hände vor das Gesicht und rief leise:

— Gott erbarme sich meiner! Findet Lorenz

eine Existenz in fernen Erdtheilen, so folge ich ihm gern; hier ist meines Bleibens nicht!

Wilhelmine hatte ja auch keine Verwandte mehr. Ihre Eltern, arme Handwerksleute, waren längst gestorben und ihre Geschwister, vier an der Zahl, hatten sich in alle Winde zerstreut, sie wußte nicht, wo diese ein Unterkommen gefunden. So war sie schon früh auf ihre Kunstfertigkeit in weiblichen Arbeiten angewiesen, und da sie mit einem liebenswürdig bescheidenen Wesen eine auffallende Schönheit besaß, hatte man sie in das große Modewaarengeschäft als Ladenfräulein genommen, wo sie von Käufern und Käuferinnen angestaunt ward. Ihre Moralität blieb indeß unbefleckt; sprach man auch von der schönen Wilhelmine wie man überhaupt von Modistinnen zu sprechen pflegt, keiner der Männer, die sie umschwärmten, konnte sich eines Vorzugs rühmen. Dem jungen Advokaten Lorenz Hube, der damals seine juristische Thätigkeit begann, war es vorbehalten, das Herz der vielbewunderten Schönen zu rühren und sie, trotz verschiedener Protestationen, heimzuführen. Man beurtheilte die Ehe des hoffnungsvollen Rechtsgelehrten, der ohne alle Nebenrücksichten seiner Neigung gefolgt war, selbst das allgemeine Vorurtheil verachtet hatte, auf mancherlei Art. Ein Advokat und eine

Modistin! Lorenz Hube spottete der Leute sammt ihren Urtheilen, er war glücklich im Besitze seiner schönen Frau, machte, um sie strahlen zu lassen, ein großes Haus, gab Gesellschaften, daß seine Gattin Bekanntschaften anknüpfen konnte, und lachte über die, die sich seiner Frau wegen von ihm zurückzogen. Wilhelmine war feinfühlend genug, die gesellschaftliche Stellung ihres Mannes, in die er durch sie gerathen, vollkommen zu begreifen; sie verdoppelte nicht nur aus Dankbarkeit ihre Zärtlichkeiten, sie bat ihn auch so oft es geschehen konnte, die Opfer, die er ihr brachte, einzuschränken. Der leidenschaftliche, fast excentrische Gatte schloß sie in seine Arme, lachte über die einfältigen Menschen, die den Werth einer Frau nach der Mitgift abwägen, sprach von Neid, Mißgunst und Aerger und wies auf das große Vermögen hin, das er einst von Onkel Andreas zu erwarten hatte, da er der einzige legitime Erbe sei. Dann wieder pries er seine Praxis, die sich überraschend gut anlasse, und behauptete, daß er so leben müsse wie er eben lebe, weil sein Stand es fordere. Wilhelmine konnte nichts mehr dagegen einwenden und gab sich, nicht ohne Erfolg, Mühe, würdig an der Seite ihres hochgestellten Gatten zu erscheinen. So ging denn Alles in den ersten Jahren der Ehe gut. Die Geburt

des ältesten Kindes, eines wunderlieblichen Mädchens, erhöhte das Glück des zärtlichen Paares und als auch Onkel Andreas sich über die juristischen Erfolge seines Neffen freute, als er stolz war auf die glänzenden Vertheidigungsreden, die der Rechtsanwalt vor dem Schwurgerichte gehalten, da durfte man sicher auf den kolossalen Reichthum des ehemaligen Viehhändlers hoffen und brauchte die Ausgaben nicht in peinlicher Angst zu bemessen. Der Neffe des reichen Onkels hatte unbegrenzten Kredit. Plötzlich brach die Krisis herein, die wir kennen. Lorenz bat den Onkel um Hilfe; Andreas verweigerte sie ihm, schalt den Neffen leichtsinnig, verschwenderisch und liederlich ... Der Neffe verlor den Kopf, flüchtete, um sich der Untersuchung zu entziehen, ward zurückgebracht und als Betrüger verurtheilt.

Die Kinder waren der einzige Trost der armen Frau; sie pflegte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, sorgte für ihr körperliches und geistiges Wohl und bereitete ihnen nach Kräften eine angenehme Jugend. Lorchen war ganz das Ebenbild der Mutter, ein sanftes, duldsames und liebliches Wesen. Albert war wild und aufgeweckt, der Charakter des Vaters schien auf ihn übergegangen zu sein. Schon bei seinen kindlichen Spielen zeigte sich ein gewisser Grad von

Spekulation und Scharfsinn. Ward sein Wunsch nicht rasch erfüllt, so zeigte er sich ungeberdig und lärmte so lange, bis die Mutter ihn befriedigte. Das Weihnachtsfest kam näher. Auch Wilhelmine traf Vorbereitungen, die Kinder zu erfreuen. Sie machte die nöthigen Einkäufe und brachte die Geschenke heimlich nach Hause. Im vorigen Jahre war ihr dies Glück nicht vergönnt gewesen, sie hatte sogar, nachdem Onkel Andreas sie abgewiesen, darben müssen. Hätte sie Gewißheit über das Schicksal ihres Mannes gehabt, hätte sich der Name Jeremias Freitag nicht wie ein Alp auf ihre Seele gewälzt, sie würde dem heiligen Christfeste ruhig und freudig entgegengesehen haben.

Um einigermaßen Beruhigung zu fassen, ging sie zu dem Doktor Lau, dem Vertheidiger ihres Mannes. Sie fragte ihn, ob das Schicksal des Flüchtlings ihm bekannt geworden sei.

— Nein, antwortete der Rechtsanwalt, der ehemalige Freund Lorenz Hube's. Ich weiß nur, daß die Sicherheitsorgane eine besondere Thätigkeit entwickelt haben, daß diese Thätigkeit aber bis jetzt keinen Erfolg gehabt hat.

— Und was glauben Sie, Herr Advokat? fragte sie schüchtern.

— Ich glaube, daß Lorenz über das Meer entkommen ist. Wäre er noch in Deutschland, selbst in Europa, man würde seiner schon habhaft geworden sein. Ich möchte behaupten, er ist glücklich entkommen.

Der Doktor legte eine warme Theilnahme für die Gattin des Freundes an den Tag; er sprach von dem Prozesse, der hätte vermieden werden können, wenn der reiche Hube Hilfe geleistet hätte, tadelte aber auch den grenzenlosen Leichtsinn des Lorenz und fügte hinzu:

— Es bleibt mir ein unlösbares Räthsel, wohin das unterschlagene Geld gekommen ist. Vierzigtausend Thaler. Und Lorenz selbst verweigerte entschieden, Auskunft darüber zu geben. Der bevortheilte Graf ist nicht reich, er empfindet den Verlust schwer, darum drang er auf Bestrafung. Ich wiederhole es: Onkel Andreas hat nicht recht gehandelt, denn vierzigtausend Thaler ruiniren den reichen Mann nicht. Wem kommt sein kolossales Vermögen zu Gute, wenn er die Augen schließt? Vielleicht dem hinterlistigen Advokaten Kurtz, der den schwachen Alten wie eine Mücke umschwärmt.

— Hat Lorenz sich Ihnen nicht offenbart?

— Nein! war die entschiedene Antwort. Darum konnte ich ihm nicht rathen, konnte nicht einmal eine

Strafmilderung erwirken. Er ist verurtheilt, ohne daß er ein Bekenntniß abgelegt hat. Die überführenden Beweise waren so klar, daß die Verurtheilung erfolgen mußte. Der Gerichtshof hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er einen hartnäckigen Mann vor sich habe. Die erste Flucht des beklagenswerthen Lorenz, in dem so viele herrliche Anlagen schlummern, ist vereitelt; die zweite, die seine Zähigkeit charakterisirt, scheint gelungen zu sein.

Der Doktor Lau entließ die weinende Frau mit der Versicherung, daß er sich ihrer stets annehmen werde, wenn sie in Verlegenheit oder Noth sei. Wilhelmine ging, ohne des Antrags zu erwähnen, den der Advokat Kurtz ihr gestellt hatte. Der Umstand war ihr indeß neu, daß der kleine Elegant, der schon als reich bekannt, nach dem großen Vermögen des Onkels Andreas angele; vielleicht stand der Heirathsantrag mit dieser Absicht in Verbindung.

— Wie Gott will! dachte die rathlose Frau. Ich werde meine Pflicht erfüllen, was auch kommen möge.

In den Augen der Kinder, die sie liebevoll anblickten, fand sie den Trost, dessen sie bedurfte, um ihren Muth aufrecht zu erhalten. Das aber mußte sie sich eingestehen: ihre Liebe zu Lorenz war schon

erkaltet, sie konnte nur noch mit Scham an den Mann denken, der Jammer und Schreck über sie gebracht. Zu welchem Zwecke hatte er die große Summe verwendet, die er unterschlagen? Aus welchem Grunde hat er hartnäckig geschwiegen? Wollte er andere Personen nicht in Mitleidenschaft ziehen? Dann galt ihm seine eigene Familie Nichts, und die Liebe zu ihr, von der er stets gesprochen, war Heuchelei gewesen. Sie fühlte, daß sie hätte ihr Leben lassen können, wenn die Wohlfahrt des Mannes und der Kinder es erfordert hätte.

Es war gegen Abend.

Das Stübchen Wilhelminens ward schon durch die Lampe erhellt und in dem Ofen murmelte lustig das Feuer, das eine behagliche Wärme verbreitete. Draußen herrschte eine bittere Kälte, es zeigten dies die mit starkem Reife überzogenen Fensterscheiben. Die fleißige Stickerin saß bei der Arbeit, während die beiden Kinder mit bunten Bildern spielten.

Da ward die Glocke gezogen.

— Die junge Frau erschrak.

— Du lieber Himmel! rief sie unwillkürlich aus.

Die Kinder sahen neugierig empor.

— Onkel Andreas kommt! riefen sie.

Die Mutter konnte kaum den Wachsstock an-

zünden, den sie ergriffen hatte. Sie fürchtete, der Advokat Kurtz würde den in Aussicht gestellten Besuch abstatten.

— Verhaltet euch ruhig! flüsterte sie.

Beide Kinder sahen der Mutter nach, die sich entfernte.

Zitternd öffnete Wilhelmine die Thür.

Eine Dame stand an der Schwelle.

— Guten Abend! grüßte eine wohlklingende Stimme.

Das Gesicht der Dame ließ sich noch nicht erkennen, da ein schwarzer Schleier es verhüllte. Sie trug einen feinen Pelzmantel und einen eleganten Hut mit blauen und weißen Federn. Ihre Hände staken in einem großen Muff.

Der armen Wilhelmine ward das Herz leichter, sie glaubte eine Bekannte aus der glücklichen Zeit zu empfangen; vielleicht auch war es eine Dame, die Arbeit von ihr begehrte.

— Störe ich?

— O nein!

— In diesem Falle bitte ich um eine Unterredung mit Frau Hube, die vor mir zu sehen ich ohne Zweifel das Vergnügen habe.

— Mein Name ist Wilhelmine Hube!

Die junge Frau zog sich zurück, schloß die Thür und führte den Besuch in das Zimmer. Auf dem Wege über den kleinen Vorsaal hatte die Fremde den Schleier zurückgelegt ... Bei dem Lichte der Lampe erblickte die erstaunte Wilhelmine ein zwar zartes und blasses, aber wunderbar schönes Frauengesicht, dessen schwarze Augen wehmüthig zuerst die Mutter dann die Kinder betrachteten. Der Knabe vorzüglich schien sie zu interessiren.

— Liebliche Kinder! flüsterte sie bewegt.

Zugleich legte sie die Hand auf die Köpfchen der zarten Wesen.

Wilhelmine verneigte sich, indem sie sagte:

— Ich stehe der verehrten Dame zu Diensten!

Aber die Dame antwortete nicht, sie fuhr fort, die Kinder zu betrachten und sagte theilnehmend:

— Die Freude und der Stolz der Mutter! Das Schicksal vergilt auch wieder, wenn es Wunden geschlagen hat.

— Sie scheinen meine Verhältnisse zu kennen?

Die Fremde nickte mit dem Haupte.

— Ich kenne sie und möchte Ihnen meine Sympathien beweisen.

Wilhelmine führte die Kinder in die Kammer

und gab ihnen das schon vorbereitete Nachtessen. Als sie zurückkehrte, sagte die Dame:

— Hegen Sie keinen Argwohn, wenn ich unterlasse, mich Ihnen zu nennen, meine Theilnahme kommt deßhalb nicht weniger aus gutem Herzen. Mein Name sowohl als mein Stand sind Ihnen völlig fremd; wenn ich es unternehme, Sie zu besuchen, so finden Sie die Veranlassung dazu in der regen Theilnahme, die sich in den weitesten Kreisen kundgibt.

Die Bewohnerin des Stübchens brachte einen Stuhl, auf dem die Fremde sich zwanglos niederließ.

— Meine materielle Lage, sagte sie dabei, ist zwar nicht beneidenswerth, aber ich kann doch zufrieden sein, da meine Arbeit gesucht und verhältnißmäßig gut bezahlt wird.

— Diese Resignation gereicht Ihnen zur Ehre!

— Ich mache überhaupt wenig Ansprüche an das Leben; dem Glücke meiner Kinder opfere ich freudig Alles ... Verleihet mir Gott Kraft zu arbeiten und zu sorgen, so bleibt mir kein Wunsch ...

Die fremde Dame, die vielleicht achtundzwanzig zählen mochte, strich die schwarzen Locken zurück, die sich unter dem Hute hervordrängten. Dann verbarg

sie das zarte Händchen wieder in den Muff, der breit und voll auf ihrem Schooße lag.

— Ihr Gemahl, begann sie, ist entwichen.

Wilhelmine erröthete.

— So sagt man.

— Wohl ihm, daß er die Freiheit erlangt hat.

— Ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie ihm Glück bringen möge.

— Und daß dieses Glück sich auch auf Sie übertragen möge.

Die junge Frau mußte weinen.

— Ich begehre Nichts! flüsterte sie, als das zu behalten, was ich besitze ... meine Kinder! Sind sie erwachsen und bedürfen sie der sorgenden Hand der Mutter nicht mehr, dann mag der Himmel mich von der Erde nehmen ...

— Arme Frau! sagte mitleidig die Fremde. Denken Sie noch nicht an den Tod, Sie sind jung und rüstig ... Ein ganzes Leben liegt noch vor Ihnen und das Glück wendet Ihnen nicht immer den Rücken zu. Ich möchte behaupten, es ist Ihnen schon günstig gewesen.

Wilhelmine sah rasch auf.

— Günstig? fragte sie verwundert.

— Gewiß!

Ein schmerzliches Lächeln glitt über ihre bleichen Züge.

— Ich wüßte nicht, wie!

— Wenn Sie wollen, so ist für Ihren Sohn gesorgt. Eine glänzende Laufbahn kann sich ihm eröffnen; seine Erziehung soll eine glänzende werden ... Ich erbiete mich, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen ...

Die Mutter zuckte zusammen. Schon der Gedanke an eine Trennung erfüllte sie mit Schrecken.

— Nie, nie! rief sie aus.

— Machen Sie sich mit der Idee vertraut, Frau Hube, sie ist nicht so gräßlich. Mir fehlt ein Kind; Sie besitzen deren zwei ... von dem Vater, so scheint mir, haben Sie Nichts zu hoffen, der beklagenswerthe Mann wird sich eine Existenz erkämpfen müssen, und es ist zweifelhaft, ob ihm das gelingt. Doch ich gehe noch weiter, indem ich auch Ihnen eine Aussicht eröffne: man wird Ihnen eine Rente sichern.

— Und diese Vorschläge macht mir eine fremde Dame, die nicht einmal ihren Namen nennen will?

— Ihre eigenthümlichen Verhältnisse bedingen diese Vorsicht. Das Schicksal Ihres Gemahls ist allgemein bekannt ... man kann nicht wissen, wie es

sich ferner gestalten wird . . . Um den Sohn ganz dem Einflusse des Vaters zu entziehen, bewahre ich mein Inkognito, auch Ihnen gegenüber. Der Name soll verschwinden, der nur zu häufig in den Gerichtshallen genannt ist, mit einem Worte: Ihr Sohn tritt in völlig neue Verhältnisse, wird ein ganz anderer Mensch. Um Ihr Vertrauen zu erwecken, das durch mein Inkognito erschüttert sein muß, erhalten Sie ein Creditiv, wonach Ihnen die vom Staate garantirte Landesrentenbank jährlich tausend Thaler zahlt so lange Sie leben . . . mögen sich Ihre Verhältnisse wie immer ändern, die Rente verbleibt Ihnen. Eine Familie, die solches gewähren kann, ist auch wohl im Stande, ein Kind in die Welt glänzend einzuführen. Ich brauche einen Erben, einen Sohn, auf den mein Vermögen und mein Name übergeht. Ihr Kind ist noch jung, es wird sich leicht der Transaktion fügen, von der es schon nach einigen Monaten nichts weiß. Wenn Sie wollen, können Sie jährlich ein Mal Ihren Sohn sehen, daß Sie sich von der Sorgfalt überzeugen, mit der er erzogen wird. Aber nur Sie, Sie allein. So ist Ihr Glück und das Ihres Kindes festgestellt. Ich bitte Sie wiederholt, mein Inkognito nicht zu beargwöhnen . . .

— Genug, rief Wilhelmine, genug! Ihr Er-

bieten ist glänzend, vielleicht gut gemeint ... Ich kann es nicht annehmen, eine Trennung von meinen Kindern liegt nicht im Reiche der Möglichkeit ...

Die Dame fragte erstaunt:

— Sie können wirklich ablehnen?

— Selbst wenn ich wüßte, wer Sie wären.

— Auch habe ich nicht allein zu bestimmen.

— Ah, Sie hoffen auf Ihren Mann.

— Er besitzt immer noch Vaterrechte! rief Wilhelmine. Hat er auch mehr als leichtsinnig gehandelt, er hängt noch in Liebe an seinen Kindern. Die Welt mag den Verbrecher verurtheilen wie das Gesetz ihn verurtheilt hat ... sie wird die Verachtung, dem Vater gezollt, nicht auf die schuldlosen Kinder, auf die schwer gebeugte Mutter übertragen.

— So wähnen Sie, entgegnete mild die Fremde; ich weiß aus Erfahrung, daß die Welt unbarmherzig ist, daß sie bei Unglück von Schadenfreude, bei Glück von Neid beseelt ist. Wie man mir sagte, hat sich dieser Satz an Ihnen schon bewahrheitet: dieselben Leute, die sich Ihnen sonst ehrerbietig genähert, ziehen sich jetzt zurück ... die an Ihrem Tische bewirtheten Schmarotzer verschließen die Thür, wenn Sie anklopfen ... Selbst Ihr eigener Onkel ist hartherzig

geworden, er weist die Familie des Verbrechers aus seinem Hause.

— Sie haben Recht, ich kann nicht widersprechen; trotzdem trenne ich mich nicht von meinen Kindern! versicherte Wilhelmine. Ich danke Ihnen für das Erbieten, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. O, wie elend würde ich sein, müßte ich mir sagen: Du hast des schnöden Gewinnes wegen Deinen Sohn fortgegeben ... Das Gewissen würde mir Tag und Nacht nicht Ruhe lassen. Sie sind nicht Mutter, gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie das Mutterherz empfindet ... Den Gatten habe ich schon hingeben müssen, meine Kinder, meine lieben Kinder will ich behalten. Eine glänzende Erziehung kann ich ihnen nicht geben, aber eine gute, eine solche, die sie zum rechtlichen und ehrbaren Fortkommen durch das Leben befähigt.

Die Dame erhob sich.

— Ich will Ihnen jetzt nicht weiter zureden, da, ich finde es natürlich, das Mutterherz stärker ist, als der ruhige Verstand. Darf ich nach einiger Zeit wieder anfragen?

Als ob Wilhelmine fürchtete, dem Dämon der Verlockung, wenn er zum zweiten Male erscheine, nicht widerstehen zu können, rief sie hastig:

— Nein, nein! Mein Entschluß ist unerschütterlich! Und böten Sie mir Millionen, ich trenne mich nicht von meinen Kindern!

Die Dame verließ das Zimmer. Wilhelmine leuchtete ihr die Treppe hinab. Als sie zurückkam, stürzte sie in die Kammer, umarmte die Kinder und rief laut:

— Die Mutter sorgt für Euch, wir brauchen fremde Leute nicht!

Eine Stunde später schlummerten die Kleinen in süßer Ruhe. Mehr als einmal schlich die Mutter zu dem Bettchen und betrachtete wehmüthig die lieblichen Kinder, deren geröthete Wangen sich zu einander hingeneigt hatten, als ob sie sich küssen wollten.

— Und euch soll ich trennen? flüsterte sie vor sich hin. Durch meine Schuld wird das Glück eurer Jugend nicht gestört werden, ihr bleibt beisammen, damit ihr euch recht lieben lernt, damit das geschwisterliche Band immer fester gezogen werde. O, ich wäre eine herzlose Mutter, wollte ich euch von mir lassen schnöden Gewinnes wegen!

Sie arbeitete noch fleißig. Mitternacht war längst vorüber, als sie die Ruhestatt aufsuchte; sie wollte so wenig als möglich von dem Kapitale nehmen, das ihr Lorenz zurückgelassen hatte, um ihren

Kindern ein kleines Vermögen zu erhalten. Ein dunkles Gefühl hielt sie ab, Hoffnung auf ihren Mann zu setzen, der vielleicht jetzt schon seine Familie vergessen hatte.

So kam das Weihnachtsfest heran, ohne daß eine Störung in dem ruhigen Familienleben der jungen Frau eingetreten war. Nach Landessitte beschenkte man sich am heiligen Abende, und in allen Häusern der großen Stadt jubelten frohe Menschen. Auch in Wilhelminen's Stübchen brannte der Lichterbaum und Geschenke, wie sie die Mutter nur hatte erschwingen können, füllten den Tisch. Die Kinder starrten erstaunt die Herrlichkeiten an.

Wilhelmine bezeichnete zuerst der Tochter, dann dem Sohne die Gegenstände, die Jedem bestimmt waren. Ach, wie anders war es heute als vor einem Jahre! Die Mutter weinte, die Kinder lachten und tanzten vor Freude. O, hätte der Vater diese Festfreude theilen können! Er war vielleicht weit, weit von dem Dache, unter dem seine Familie das Christfest feierte. Wilhelmine beklagte und bemitleidete ihn, er entbehrte ja der süßesten Freuden, welche die Menschenbrust umschließt: die Elternfreuden.

Gegen acht Uhr lagen die ermüdeten Kinder schlummernd in ihrem Bettchen. Die Kerzen des

Christbaumes waren verlöscht und das Stübchen ward nur noch von dem matten Scheine der Lampe erfüllt, die auf dem Arbeitstische der Stickerin brannte. Die eingetretene Stille trug einen fast feierlichen Charakter ... Der kleine Raum glich einer Kapelle in welcher der Gottesdienst soeben beendet. Der Geruch der Wachskerzen und der frische Duft des Tannenbaumes, an dem vergoldete Aepfel und Nüsse flimmerten, regten die Phantasie an, stimmten zur religiösen Andacht. Die junge Frau saß still an ihrem Platze, die gefalteten Hände in den Schoß gelegt, und dachte lebhaft an ihre eigene Jugend, die unter Mangel und Elend verflossen. Der Vater, ein dem Trunke ergebener Mann, hatte nicht nur sein Handwerk vernachlässigt, er hatte auch oft Weib und Kind arg gemißhandelt. Die Mutter war früh gestorben vor Gram und Sorgen und der Vater war elend zu Grunde gegangen.

— Meine Kinder sind doch glücklich! dachte die junge Frau; einen Christabend, wie ich ihnen heute bereitet, habe ich nie kennen gelernt. Unsere Wohnung war ein Sitz des Elendes und der Trostlosigkeit. Den Ertrag meiner Arbeit vergeudete der Vater und verweigerte ich ihm das sauer erworbene Geld, so mißhandelte er mich ... Ich mußte im Hause bleiben,

während meine Brüder ihr Glück in der Fremde versuchten. Ob sie auch das Glück gefunden haben? Ob sie noch leben? Vielleicht habe ich von allen meinen Geschwistern mich am wenigsten zu beklagen ... Ach, wäre Lorenz nicht so leichtsinnig gewesen, ich würde heute aufjauchzen können vor Seligkeit. Er muß doch wohl nicht die rechte Liebe zu mir und den Kindern im Herzen getragen haben ... Die wahre Liebe eifert zum Guten an und hält vom Bösen ab. Zu unserem Nutzen ist das unterschlagene Geld nicht verwendet ...

Draußen ertönte die Glocke.

— So spät noch? fuhr Wilhelmine auf. Sollte mich Jemand durch ein Weihnachtsgeschenk überraschen wollen?

Sie dachte an Onkel Andreas, der in einer Anwandlung von guter Laune seinem Pathen, dem lieblichen Lorchen, eine Freude bereiten könne. Aber sie täuschte sich. Als sie öffnete, trat ihr ein unbekannter Mann entgegen, der freundlich nach Frau Hube fragte.

— Sie steht vor Ihnen, mein Herr!

Der Fremde war überaus fein gekleidet; er trug einen dunkeln Rock mit Pelzkragen und hielt eine Pelzmütze in der schwarz gantirten Hand. Auf seinem

Rohrstocke glänzte ein schwerer Goldknopf. Hätte man ihn nach seinem Aeußeren beurtheilen wollen, so würde man ihn für einen Offizier gehalten haben, der die Uniform mit dem Civilrocke vertauscht hat. Sein gebräuntes Gesicht hatte edle und einnehmende Züge, trotzdem der schwarze Schnurrbart ihm einen martialistischen Charakter aufdrückte. Auch das Haupthaar war militärisch geschnitten, es bildete über der Stirn ein Toupet und schmiegte sich glatt den Schläfen an. Die erstaunte Frau wußte nicht, was sie beginnen sollte.

— Ich bin nicht mehr in der Lage, Besuche zu empfangen! stammelte sie.

— Es ist spät, ich weiß es, entgegnete der Fremde so leise, daß Wilhelmine es kaum verstehen konnte; aber Sie werden mich gewiß entschuldigen, wenn Sie den Zweck meines Kommens erfahren haben.

— Ist es nicht möglich, daß sie mich am Tage beehren, vielleicht morgen . . .

Der Fremde flüsterte:

— Ich bringe einen Brief.

— An mich?

— An Frau Wilhelmine Hube.

— Von wem?

— Lesen Sie, lesen Sie!

Er drückte ihr das Papier in die Hand.

— Und nun, fuhr er fort, schließen Sie die Thür; ich warte draußen an der Treppe, bis Sie mich rufen werden.

Die junge Frau zitterte am Körper.

— Von wem kommt denn der Brief?

— Ich wage es nicht, den Namen zu nennen, da mir die Umgebung fremd ist. Lesen Sie, ich werde warten.

Der Fremde selbst trat zurück und schloß die Thür.

Wilhelmine stand einige Augenblicke unschlüssig; da fiel ihr Blick auf das Kouvert . . . sie erkannte die Schriftzüge ihres Mannes.

— Von ihm! stammelte sie. Herr, mein Gott, von Lorenz!

Sie setzte das Licht auf die Fensterbrüstung. Zitternd öffnete sie das wohlversiegelte Kouvert. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Tiefe ihrer Brust, ehe sie folgende Zeilen las:

„Mein liebes Weib, ich bin gerettet! Wenn Dir diese Zeilen zu Gesicht kommen, befinde ich mich auf dem weiten Meere, sicher vor den Schergen, die mich suchen. In der neuen Welt werde ich Dir und mir eine neue Heimath gründen. Trage keine Sorge

um die Zukunft, sie wird sich so gut gestalten, wie wir kaum hoffen durften. Das Kapital, Du kennst es, trage ich bei mir, es kann mir nicht wieder genommen werden. Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Freund, dem wir die Rettung aus der Noth verdanken. Ueberlege mit ihm wie mit Deinem Manne und höre auf seine Rathschläge, die aus dem aufrichtigsten Herzen kommen. Seinen Namen wird er Dir selbst nennen, ich mag ihn dem Papiere nicht anvertrauen. Alles, was er Dir mittheilt, ist nicht nur meine Absicht, sondern auch mein Wille. Ich stelle Dich demnach unter den Schutz des Mannes, den ich als einzig wahren Freund zu betrachten vollen Grund habe. Ich küsse im Geiste Dich und meine lieben Kinder. Dein Lorenz."

— Er ist gerettet! flüsterte sie. Gott sei Dank, mein heißester Wunsch hat sich erfüllt!

Eine schwere Last war ihr vom Herzen genommen; sie las noch einmal den Brief. Wahrlich, das waren die ihr wohlbekannten charakteristischen Schriftzüge ihres Mannes, und wenn sie irgendwie noch hätte zweifeln mögen, der vollständig ausgeschriebene Name mit dem eigenthümlichen Zuge würde ihr Gewißheit gegeben haben. Jetzt begriff sie auch die Vorsicht des Fremden und das Mißtrauen, das sie

bei dem Erblicken desselben gehegt, war verschwunden. Sie öffnete rasch die Thür.

— Ich bitte, mein Herr, flüsterte sie, treten Sie doch ein.

Der Fremde überschritt die Schwelle.

— Bin ich nun legitimirt? fragte er lächelnd.

— Mehr als das, Sie sind mir herzlich willkommen!

Beide befanden sich in dem Stübchen.

— Sie sind der Freund meines Mannes! fragte Wilhelmine.

Der Freund verneigte sich.

— Ich freue mich der Stellung, die ich dem Herrn Advokaten gegenüber einnehme.

— Trotz des Mißgeschicks, das meinen beklagenswerthen Gatten betroffen?

— Vielleicht eben deshalb. Der Verständige modificirt sein Urtheil nach den Verhältnissen, nicht nach der nackten That. Ich habe Lorenz Hube schon längst geschätzt, sein Mißgeschick kann meine Meinung über ihn nicht beeinträchtigen. Das, was man ihm zur Last legt, kommt täglich vor, und wollte man alle die Leute, die betrügen und stehlen, in das Zuchthaus schicken, es würde bald nicht Raum genug sein

... Bah, lassen wir das, es ist ein miserables Thema ... wir haben andere Dinge zu besprechen.

Der Freund ließ sich, ohne eingeladen zu sein, auf einem Stuhle nieder. Dann öffnete er den Pelzrock, er mochte ihm zu heiß werden. Jetzt sah man eine schwere Uhrkette und eine flimmernde Busennadel, die den weißen Hemdstreifen schmückte. Wilhelmine achtete diese Dinge nicht, sie forschte nach den Zügen des Fremden, in denen sie eine gewisse Vornehmheit zu entdecken glaubte, die ihr imponirte. Sein Blick, obwohl scharf, war frei und offen, er senkte nur die Augenlider, wenn man ihn ansah. Wie in der Toilette, so lag auch in seinem ganzen Wesen etwas Militärisches, das ihm wohl anstand. Sein Alter ließ sich auf dreißig bis zweiunddreißig Jahre schätzen, es war dem des flüchtigen Lorenz gleich.

— Ich beklage Sie, unterbrach er die eingetretene Pause; Sie haben viel leiden müssen.

— Gott weiß es! seufzte die junge Frau. Hätte ich meine Kinder nicht gehabt, die Verzweiflung würde mich zu einem Schritte getrieben haben ... Es ist überstanden, die Zeit hat meinen Schmerz gemildert und mit der wiederkehrenden Ruhe habe ich Ansichten gewonnen, die mir meine Existenz erträglich scheinen lassen. Es konnte freilich anders sein ...

— Werfen sie keinen Stein auf Ihren Mann, liebe Frau!

Wilhelmine schüttelte schmerzlich das Haupt.

— Ich habe ihm ja längst verziehen, flüsterte sie weinend.

— Die Schuld an Allem trägt Andreas Hube, dieser geizige, rohe und herzlose Mensch! von ihm geht der Jammer aus, der Sie betroffen hat! In seiner Hand lag es, den Schlag abzuwenden, der den kühnen Advokaten sammt Familie völlig vernichten sollte. Aber dieser Schlag hat nur für einige Zeit betäubt, nicht vernichtet. Lorenz Hube wird in der neuen Welt eine große Rolle spielen ... das Unternehmen, das er verfolgt, ist mein angefangenes Werk ... Ich bin zurückgeblieben, weil ich es von hier aus unterstützen muß. Wähnen Sie nicht, daß das Meer eine Kluft zwischen uns bildet ... Doch still, ich lasse mich von der Erregung hinreißen; es ist nicht gut, wir müssen ruhig verhandeln. Der Bevollmächtigte des flüchtigen Advokaten muß vorsichtig verfahren!

— Mein Herr, sagte Wilhelmine. Sie scheinen tiefer in die Verhältnisse meines Mannes eingeweiht zu sein ...

— Ich bin es!

— Ist er schuldlos?

— Sein ganzes Verbrechen ist Unvorsichtigkeit.

— Halten Sie es für möglich, daß seine Schuldlosigkeit noch an's Licht gezogen werden könne?

— Im glücklichen Falle spät, sehr spät, vielleicht zu spät.

— Was soll das heißen?

— Fordern Sie keine Aufklärung, ich kann sie Ihnen nicht geben, auch wenn ich wollte.

— Ich bin die Gattin des Verurtheilten, rief Wilhelmine.

— Darum will ich Ihnen entdecken, daß ich auf der Spur dessen bin, der von rechtswegen den Platz meines Freundes im Strafhause einzunehmen hat.

Ueberrascht fragte Wilhelmine:

— Wen vermuthen Sie?

Der Freund zuckte mit den Achseln.

— Gestatten Sie mir, daß ich schweige.

— Sie begreifen, daß es für mich von großer Wichtigkeit ist . . .

— Vollkommen, Frau Hube.

— Die Unruhe peinigt mich; geben Sie mir nur eine Andeutung.

— Es ist unmöglich.

— Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.

— Nein, Niemand kann mir helfen, als ich selbst . . .

— Ist es eine mir nahe stehende Person?

— Fragen Sie nicht.

Der Fremde ergriff sanft ihre Hand.

— Ich handle zugleich in ihrem Interesse, wenn ich schweige. Kommen wir nun auf das, was mich eigentlich zu Ihnen führt. Der Brief meines Freundes muß mich bei Ihnen akkreditirt haben, daß ich auf Mißtrauen nicht stoße. Nicht wahr, ich darf dieser Hoffnung Raum geben?

Wilhelmine nickte schweigend; sie empfand doch Argwohn. Das Geheimnißvolle, in das der Fremde sich hüllte, mißfiel ihr. Um seine Absicht zu erfahren, unterdrückte sie die Fragen, die ihr auf der Zunge schwebten. Der Freund des Advokaten, wie er sich nannte, fuhr nach kurzer Pause fort:

— Lorenz hat mir die Sorge für seine Familie übertragen, da er selbst Nichts zu thun vermag. Briefe an Sie zu schreiben ist gefährlich, da Sie heimlich von der Polizei beobachtet werden, die zur Ergreifung des Flüchtlings selbst das Briefgeheimniß verletzt. Ich bin also das Organ, durch daß Sie

mit Ihrem Manne korrespondiren. Sie dürfen zunächst nicht in dieser Stadt bleiben.

Die junge Frau fuhr auf.

— Warum nicht?

— Aus verschiedenen Gründen.

— Man legt mir Nichts in den Weg.

— So vermuthen Sie. Ich wiederhole, daß Sie scharf beobachtet werden . . .

— Mag man mich beobachten, mein Thun und Lassen kann ich vor Jedermann verantworten.

Der Freund lächelte.

— Nach Ihrer Ansicht, liebe Frau. Ihr Onkel, Andreas Hube, könnte eines Tages dem Staatsanwalt sagen: Frau Hube hat im Namen eines gewissen Jeremias Freitag von mir fünfzigtausend Thaler erpreßt . . .

Wilhelmine begann heftig zu zittern.

— Das wird der Onkel nicht, stammelte sie, weil er es nicht kann.

— O, er wird es müssen.

— Ich habe einfach das Geld gefordert und er hat es gezahlt. Von Erpressung kann demnach die Rede nicht sein.

— Ah, es ist also wahr! rief der Fremde, dessen Augen flammten. Und ich glaubte, der brave An-

dreas hätte mich belogen! Da kann freilich nicht von einer Erpressung, wohl aber von einem schmählichen Betruge die Rede sein, den der ehemalige Advokat Lorenz Hube an seinem Freunde verübt hat.

Die Entrüstung hatte das Gesicht des Fremden geröthet. Er erhob sich rasch und fragte:

— Nicht wahr, Ihr Mann hat Sie abgeschickt?

— Ich weiß nicht . . .

— Gestehen Sie es: Sie haben im Auftrage Ihres Mannes gehandelt und dieser hat das Kapital mit sich genommen!

Die arme Frau konnte kaum noch athmen.

— Rechten Sie nicht mit mir, bat Sie zitternd, ich habe Nichts verbrochen.

Thränen entströmten ihren Augen. Der gefürchtete Name hatte sie in Angst und Schrecken gesetzt.

— Mein Gott, flüsterte sie, sollen denn meine Leiden noch nicht zu Ende sein?

Der Fremde betrachtete sie, so schien es, mitleidig.

— Es ist unerhört, sagte er theilnehmend, daß Lorenz so viel Elend über seine Familie bringt. Wenn man bei seinem ersten Verbrechen Leichtsinn

vorausſetzte, ſo hat man ſich getäuſcht ... alle ſeine Handlungen ſind tief durchdacht, ſie zeigen von einer Schlauheit und Kühnheit, die vergebens ihres Gleichen ſuchen. Ich will nicht, daß Sie darunter leiden ... darum rathe ich Ihnen, die Stadt zu verlaſſen. Lorenz Hube iſt glücklich entkommen und zwar mit meiner Hilfe; er hat vielleicht jetzt ſchon Amerika erreicht und tritt dort als deutſcher Spekulant auf ... Er hat Ihnen ohne Zweifel verſprochen, daß er ſeine Familie nachkommen laſſen will ... Zählen Sie nicht darauf! Ein Mann, der die Freundſchaft ſo ſchnöde mißbraucht, handelt auch treulos an ſeinem Weibe. Ich müßte Ihnen ein grauenvolles Bild von dem Flüchtlinge entwerfen, wollte ich ihn der Wahrheit gemäß ſchildern ... Ich unterlaſſe es und warne nur. Wiſſen Sie, auf welchen Namen er jene fünfzigtauſend Thaler hat erheben laſſen? Wiſſen Sie, wer den zähen Hube in Angſt und Schrecken geſetzt hat? Sie werden Alles begreifen, wenn ich Ihnen ſage: Ich bin Jeremias Freitag!

Wilhelmine zuckte heftig zuſammen.

— Sie? ſtammelte ſie bebend.

— Erſchrecken Sie nicht!

Die arme Frau wich zurück.

— Herr, mein Gott!

Er wollte ihre Hand erfassen; sie entzog sie ihm.

— Ich bin schuldlos! Rechten Sie nicht mit mir, ich war ein willenloses Werkzeug ... Dort schlummern meine armen Kinder!

Sie suchte die Thür der Kammer zu erreichen; in der Mitte des Zimmers brach sie zusammen.

Der Freund des Advokaten hatte ruhig zugesehen.

— Bin ich Ihnen denn so furchtbar? fragte er höhnisch lächelnd. Wir werden uns verständigen, ich biete gern die Hand dazu.

Bei diesen Worten hob er die zitternde Frau empor und geleitete sie zu dem nächsten Stuhle.

— Der Name „Jeremias Freitag", fuhr er fort, ist allerdings viel genannt und flößt hier und dort Schrecken ein, wie Sie bei Onkel Hube erfahren haben ... Ihr Mann hat von diesem Umstande Vortheil gezogen ... Auch Ihnen ist er nutzbringend gewesen, ich ersehe es aus der günstigen Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen ... Weinen Sie doch nicht, Ihnen gegenüber bin ich der harmloseste Mensch von der Welt ... Mehr noch: ich stehe ganz in Ihrer Gewalt. Eine Anzeige, dem Staatsanwalte gemacht, bringt mich hinter Schloß und Riegel. Sie sehen, daß ich ganz offen bin und Ihnen selbst Waffen

gebe, die Sie gegen mich verwenden können. In diesem Falle stürzt freilich Onkel Andreas mit mir und der Reichthum des Geizhalses fällt in fremde Hände. Ich brauche keinen Anstand zu nehmen, Sie in mein Geheimniß zu ziehen, da Sie, ohne es zu wollen, meine Genossin sind.

— Ich wäre Ihre Genossin? stammelte Wilhelmine bestürzt.

— Andreas Hube hält Sie dafür.

— Großer Gott, ich habe kein Verbrechen begangen!

— Aber Sie könnten deren noch begehen, da Sie den Schlüssel zu der Kasse des Herrn Hube besitzen.

— Sie sprechen im Wahnsinne.

— O, meine Logik ist eine richtige. Fünfzigtausend Thaler haben Sie dem Filze schon abgenommen, es kann Ihnen nicht schwer werden, eine ähnliche Summe zu holen und dem würdigen Gatten, der vielleicht bald von sich hören läßt, zu folgen. Dann habe ich das Nachsehen. O, Sie würden mich ganz verstehen, wenn Sie einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen könnten ... Aber kommen wir zum Ziele ... Sie und Ihre Kinder werden mir folgen. Wir bleiben bis zum Beginne des Frühlings

in einer Hafenstadt, dann schiffen wir uns ein und treffen in New-York mit Ihrem Manne zusammen. Zuvor jedoch werden Sie dem würdigen Onkel noch einen Besuch abstatten, um das nöthige Reisegeld zu holen.

— Nie, nie! Lassen Sie mich in Ruhe! rief Wilhelmine. Ich sage mich von Allen los, selbst von Lorenz, der sein Glück in der neuen Welt versuchen mag . . .

— Das genügt mir nicht! entgegnete Jeremias Freitag.

— Ich schwöre Ihnen, daß ich Nichts unternehme, daß Ihr Name nie über meine Lippen kommen soll.

Der Unbeugsame lächelte so malitiös, das Wilhelmine von Grauen erfüllt wurde; sie starrte ihn athemlos an, als ob sie jetzt das Schrecklichste zu hören fürchtete.

— Was will ich denn? sagte er kalt. Nur Ihr Bestes. Der Boden ist unterhöhlt, auf dem Sie leben; er gleicht einem Vulkan, der jeden Tag explodiren kann.

— Sie sprechen räthselhaft, Herr Freitag! Sie drohen und stellen zugleich Freundschaftsdienste in Aussicht . . .

— Freilich, so muß es scheinen; während ich mit der einen Hand Gewalt anwende, streichle ich mit der andern. Es hat dies seinen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen, die sich immer noch eigenthümlicher gestalten werden. Hätte der Brief des flüchtigen Lorenz sofort Ihr Vertrauen erweckt, ich würde der Strenge überhoben gewesen sein. Sie nannten mich vorhin Freitag ... Ich bitte, nennen Sie mich in unseren Unterredungen nicht so, da mitunter die Wände Ohren haben. Nur gewissen Leuten gegenüber heiße ich Jeremias Freitag. Unsere sozialen Verhältnisse zwingen den klugen Mann, der nicht im Sumpfe leben will, von Zeit zu Zeit sein Aeußeres zu verändern. Auch Lorenz besitz einen Paß, in welchem er als Kaufmann bezeichnet ist und den Namen Eduard Bergauf führt. Unter dieser Maske ist er glücklich entkommen. Ich bin mit Ihrem flüchtigen Manne in gleicher Lage ... Darum hole ich meinen wahren Namen hervor, und bitte Sie, mich von nun an „Herr Forst" zu nennen.

Die junge Frau erblaßte.

— Forst? Forst? wiederholte sie kaum hörbar.

— Georg Forst! Es ist dies der Name meines verstorbenen Vaters der aus der Welt schied, ohne für seine Kinder gesorgt zu haben. Schon als Knabe

mußte ich darauf sinnen, mein Brot zu verdienen ... Es ist mir oft recht sauer geworden. Doch was ist Ihnen, Frau Hube?

Wilhelmine hatte das Tuch krampfhaft an die Augen gepreßt und schluchzte laut.

— Seltsam! murmelte der Freund vor sich hin.

Gespannt beobachtete er einige Augenblicke die Weinende.

— Mein Gott, schluchzte sie, das Schicksal stürmt von Neuem auf mich ein!

Plötzlich erhob sie sich und rief:

— Haben Sie nicht eine Schwester?

Forst stutzte.

— Ich hatte deren zwei. Wilhelmine und Isidore ...

— Wilhelmine bin ich ...

— Mein Gott! Und ich bin Georg Forst ...

— Aber Du bist auch Jeremias Freitag, der gefürchtete Mann! Georg, ich kann mich des Wiedersehens nicht freuen!

Sie wandte sich weinend ab.

Der Bruder hatte einige Augenblicke bitter lächelnd vor sich hin gestarrt.

— Das ist freilich ein seltsamer Zufall flüsterte er. Ich habe meinen Freund Hube nie nach der

Familie seiner Frau gefragt, und Wilhelmine heißen viele Frauen ... Eine Familien-Aehnlichkeit entdecke ich in Deinen Zügen nicht ... Ich verließ als Knabe das elterliche Haus ... O, Schwester, ich habe viel erfahren, viel gelitten, viel unternommen und viel fehlschlagen gesehen ... Aber ich bin doch emporgekommen, habe manchen Erfolg gehabt ... Auch unser Wiederfinden ist ein Erfolg ... Sei getrost, Schwester, die Dinge gehen gut und auch Du sollst von den Früchten genießen, zu denen ich den Samen ausgestreut habe! Gib mir die Hand ... Wilhelmine, liebe Schwester! O, ich habe oft des kleinen blonden Mädchens gedacht, das ich in der traurigen Wohnung des Vaters zurückgelassen ... Da sehe ich Dich wieder als eine schöne, gebildete Dame ... Und dies Alles verdankst Du Dir! Später erzählst Du mir Deinen Lebenslauf; für jetzt wollen wir uns freuen und den Zufall preisen, der uns das Glück des Wiedersehens bereitet hat. Das ist eine Weihnachtsüberraschung, von der ich mir vor einer Stunde Nichts habe träumen lassen. Bah, weine nicht, Du steht unter meinem Schutze ... Lorenz Hube kann von Glück sagen, daß er mein Schwager ist! Nenne mich also Georg, ich will Dich Wilhelmine nennen!

— Er nahm ihre Hand.

Mit Widerstreben duldete sie, daß er sie drückte.

— Verdamme mich nicht vorschnell! sagte er bittend. Ich bin kein Verbrecher nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt; ich bin nur ein Spekulant, der mit großem Muthe auf Unternehmungen eingeht, die der Philister für halsbrechend erklärt ... Zu den wenigen, die vor solchen Geschäften nicht zurückbeben, gehöre ich und Lorenz Hube, Dein Mann ... Wir haben unsere Bekanntschaft nicht in dem Strafhause gemacht ... Nein, dort ist unsere Freundschaft entstanden. Ich bin auch nicht etwa entsprungen; die Strafe, die man mir ungerecht zugetheilt, habe ich abgebüßt ... Der Sträfling hieß Jeremias Freitag ... Wie Du mich hier siehst, bin ich ein anderer Mann ... Jeremias Freitag existirt nur noch für gewisse Leute, die ihn fürchten.

— Genug! rief Wilhelmine.

— Ja, genug!

— Ich will glauben, daß Du mein Bruder Georg bist!

— Soll ich Dich überzeugen? fragte er ernst.

— Wodurch?

— Du hast ein Muttermal am linken Arme ...

— Ich leugne es nicht.

— Es gleicht einer Haselnuß ...

— Ganz recht.

— Auch die Mutter hatte dieses Mal ...

— Ich glaube Dir ja!

Georg ließ sich durch diese Versicherung nicht unterbrechen, er erzählte kurz und bündig Vorkommnisse aus dem Leben seiner Familie, daß Wilhelmine, die längst nicht mehr an diese Kleinigkeiten gedacht hatte, sich in die Zeit der Kinderjahre zurückversetzt wähnte. Aber sie empfand auch den ganzen Jammer, der damals auf ihr gelastet hatte. Sie erinnerte sich, daß Georg stets ihr schützend zur Seite gestanden, wenn der berauschte Vater sie hatte mißhandeln wollen, und daß der kühne Knabe sich nicht gescheut, dem rohen Manne die Abscheulichkeiten zu verweisen, deren er sich fast täglich schuldig gemacht.

— Was soll nun werden? fragte sie hastig. Willst Du mich nicht darin unterstützen, daß ich hier ruhig wohnen kann?

— Für meine Schwester thue ich Alles! Zunächst rathe ich Dir: gehe nicht wieder zu dem alten Hube, rief der Bruder; empfange so wenig Besuche als nur immer möglich und kümmere Dich um die Welt nicht, die schlecht und egoistisch ist. Für heute erlaß mir jede weitere Erklärung, ich bin so ergriffen,

daß ich kaum noch sprechen kann. Brauchst Du Geld, Wilhelmine?

— Nein!

— Ich kann damit dienen.

— Aber sage mir Einiges über meinen Mann.

— Er ist entkommen und wird ohne Zweifel glücklich Amerika erreichen, wo er vor seinen Verfolgern sicher ist.

Georg zog seine goldene Uhr.

— Ich muß fort! rief er leise. Nimm die Versicherung, Schwester, daß ich Dir sehr viel nützen kann; aber sorge, daß Niemand erfahre, Georg Forst war einst Jeremias Freitag, der kühne Spekulant auf dem Markte des großen Lebens. Ich werde Dich von Zeit zu Zeit besuchen; aber sollte es nöthig werden, daß Du diese Stadt verläßt, so wirst Du mir mit jenem Vertrauen folgen, das unser geschwisterliches Band Dir einflößen muß. Halte mich nicht zurück, frage nicht mehr; nachdem die Dinge sich so umgestaltet haben, darf ich keine Zeit bei Dir verlieren.

Wilhelmine forderte Auskunft über ihre Geschwister.

— Zwar weiß ich nur wenig, antwortete der Bruder; aber ich kann Dir auch das Wenige nicht

mittheilen . . . Auf Wiedersehen, ich werde Dir bald den zweiten Besuch abstatten!

Sichtlich gerührt reichte er der Schwester die Hand und entfernte sich. Es zeigte sich eine Hast in seinem Benehmen, die plötzlich entstanden sein mußte, da er zuvor ruhig und besonnen gesprochen hatte. Wilhelmine begleitete ihn bis zu der Treppe. Zurückgekehrt in das Stübchen öffnete sie ein Fenster und sah in die Straße hinab. Bei dem Scheine der Gaslaterne gewahrte sie einen Mann, der sich dem aus dem Hause tretenden Georg anschloß. Beide gingen zu einem Wagen, der in der Nähe hielt, und nachdem er die Männer aufgenommen, davon rollte.

Die junge Frau schloß das Fenster.

— Mein Gott, dachte sie, wie werden diese Wirren sich lösen! Immer dichter zieht sich die Hülle zusammen, die unsichtbare Hände über meine Verhältnisse werfen. Georg, mein Bruder, ist jener Jeremias Freitag, der Onkel Andreas erzittern und nachgiebig macht . . . er ist derselbe Mann, den der Advokat als einen gefährlichen Verbrecher bezeichnet. Soll ich den Bruder, soll ich den Gatten beklagen?

Heiße Thränen flossen in das weiße Tuch, das sie schluchzend vor das Gesicht hielt.

Es war kalt in dem Stübchen und die Lampe

brannte düſter als Wilhelmine ſich zur Ruhe zu gehen anſchickte. Sie trat noch einmal an das Bettchen der Kinder, betete und ſuchte dann ihr Lager auf.

— War das ein Weihnachtsabend! hauchte ſie leiſe vor ſich hin. Wie glücklich ſind die Kinder, die den Ernſt des Lebens noch nicht ahnen! Mögen ſie ſich des ſchönen Feſtes freuen noch manches Jahr ... Ach Gott, wie wird die Zukunft dieſer unſchuldigen Weſen ſein!

Als die zwölfte Stunde von den Thürmen ertönte und der heilige Weihnachtsmorgen begann, lag die arme Mutter im feſten Schlafe; ſie war ſich ja keiner Sünde, nicht einmal eines Fehltritts bewußt, der die Ruhe ihres Gewiſſens ſtören konnte.

6.

Bei reichen Leuten.

Aus einem Fiaker, der vor einem großen herrschaftlichen Hause hielt, stieg der Advokat Kurtz. Der kleine Mann war bis über die Ohren in einen Pelz gehüllt, denn es war zu Anfang des Januar und bitter kalt. Die Thür des Hauses stand offen. Rechts in einer Loge befand sich der Portier, der rasch sein Fenster öffnete und fragte:

— Was steht dem Herrn zu Diensten?

Der Kopf des Advokaten reichte gerade bis an das Fenster.

— Ich suche den Herrn Grafen von Hohenbusch.

Der Portier sah nach der Schwarzwälder Uhr, die in seiner Loge hing.

— Elf Uhr vorüber! murmelte er.

— Ist der gnädige Herr noch nicht zu sprechen?

— Ich glaube kaum.

— Lassen Sie den Advokaten Kurtz anmelden.

Der Portier zog eine Glocke.

Gleich darauf erschien ein Bediente.

— Anmelden! befahl der Thürhüter.

Dann schloß er das Fenster.

Der Bediente, ein schon bejahrter Mann, sah den Gast forschend an.

— Sie wollen den gnädigen Herrn sprechen?

— Ja!

— Der Herr Graf ist diesen Morgen sehr beschäftigt ...

— Ich komme in Geschäften, die sich nicht aufschieben lassen.

Der kleine Mann überreichte zugleich seine Karte.

Der Bediente, der den Namen gelesen hatte, murmelte:

— Herr Advokat Kurtz!

— Er steht vor Ihnen! sagte ironisch höflich der Rechtsanwalt.

Der Betreßte sah auf den Kleinen herab.

— Es wäre gut, mein Herr, wenn Sie gegen Abend sich anmelden ließen, da der Herr Graf in Familienangelegenheiten gerade diesen Morgen beschäftigt ist.

— Ueberreichen Sie Ihrem Herrn meine Karte und warten Sie den Erfolg ab.

— Wie Sie wollen.

— Führen Sie mich in ein Zimmer, wo ich vor der empfindlichen Kälte geschützt bin.

Der Bediente stieg die Treppe hinan, der Advokat folgte ihm.

Das Haus des Grafen war groß und prachtvoll eingerichtet. Die Treppe, ein Meisterstück der neuern Baukunst, nahm so viel Platz in Anspruch, daß bequem eine Wohnung für drei oder vier Arbeiterfamilien darauf erbaut werden konnte. Die weite Hausflur glich einem großen Saale, auf dem sich einige Thüren, die zu den Wirthschaftsräumen führten, öffneten. Das Erdgeschoß schien nur angebracht zu sein, um ein erstes Stockwerk zu erschaffen. Die Verschwendung an Raum und Material leuchtete auf den ersten Blick ein. Und wie theuer waren diese Gegenstände in der großen und volkreichen Stadt!

Der Korridor der Bel-Etage war prachtvoll. Eine Glasthür schloß die Treppe, um dem Zugwinde zu wehren. Weiche Teppiche bedeckten den Boden. Durch Luftheizung war eine Wärme hergestellt, die den Ankommenden erquickend empfing. Grünende Blattpflanzen, seltene Exemplare, schmückten die Nischen der Fenster, die durch schwere Vorhänge halb verhüllt wurden. Hier und dort, wo sie effektvoll anzubringen waren, standen mythologische Figuren aus weißem

Marmor, die mit dem grünen Flore der Gewächse einen angenehmen Kontrast bildeten. Eine vornehme, fast feierliche Stille herrschte rings, man hätte glauben mögen, das palastähnliche Haus sei nicht bewohnt oder Alles fürchte sich, die Ruhe des hohen Besitzers zu unterbrechen. Selbst die Schläge eines großen Regulators, der an der Giebelwand hing, schienen ängstlich zu klingen.

Der Bediente öffnete leise eine Thür.

— Treten Sie ein! bat er murmelnd.

Der Advokat befand sich in einem reizenden Vorgemache. Es war, wie Alles in dem gräflichen Hotel, paradiesisch eingerichtet. Bilder und Statuen sollten den Kunstgeschmack des hohen Besitzers andeuten. Hier prangten Blumen und kostbare Gewächse, denen ein lieblicher Duft umströmte. Die Einrichtung ließ das Vorzimmer eines Damen-Boudoirs vermuthen. Alles war Duft, Licht und Farbe. Die waltende Hand hatte mit Geschmack gewählt und geordnet.

Nachdem der Bediente auf einen Sessel gedeutet, öffnete er leise eine Thür und verschwand.

Der Advokat sah um sich.

— Großartig, großartig! flüsterte er. Das Haus des Herrn Grafen von Hohenbusch verfehlt den Effekt nicht, der beabsichtigt wird. Der industrielle

Aristokrat hat Geschmack, er scheut kein Opfer, diesen Geschmack zu zeigen. Und doch, so scheint es, ist seine Lage nicht glänzend ... Wir werden ja sehen!

Er warf seinen Pelz auf den Sessel.

— Man wird mich schon empfangen! murmelte er dabei. Einen Gast, wie ich bin, abzuweisen, ist gefährlich!

Nun trat er vor den hohen Spiegel, um seine Toilette zu ordnen. Adolf Kurtz war wie immer sehr sorgfältig gekleidet; der Graf hätte vermuthen können, der Rechtsanwalt habe sich besonders zu diesem Besuche geschmückt. Seine Wäsche war glänzend weiß und seine Handschuhe hatten die neueste Modefarbe, sie waren hellbraun. Um sich ganz tadellos zu zeigen, legte er die Ueberschuhe ab, daß seine glänzenden Lackstiefeln sichtbar wurden. Die Gestalt des kleinen Mannes erschien in dem hohen Spiegel wie die eines Knaben.

— Bah, flüsterte er, wäre ich um einen Kopf länger!

Sein Gesicht legte sich in düstere Falten, er wandte sich ab.

— Mein Körper ist klein, fuhr er fort, fast zu zierlich, um eine Bedeutung zu haben; aber mein Geist soll imponiren, soll Schrecken und Furcht ver-

breiten. Ich arbeite mit dem Geiste, nicht mit dem Körper ... Die Natur hat mich vernachlässigt; wohlan, ich ringe ihr gewaltsam ab, was sie mir versagt: eine Stellung auf dieser Erde!

Der zurückkehrende Bediente unterbrach ihn.

— Herr Advokat!

Der kleine Mann warf sich in die Brust.

— Ah, Sie, mein Freund! rief er mit jener Bitterkeit, die sich stets seiner bemächtigte, wenn er lebhaft an seine Körperbildung erinnert ward.

Der Bediente sah erstaunt den Rechtsanwalt an, der, die Hand in die Brustöffnung der Weste gelegt, stolz vor ihm stand.

— Mein gnädiger Herr bedauert unendlich ...

— Wie, er will mich nicht empfangen?

— Es ist ihm für den Augenblick unmöglich.

— Thut mir seinetwegen leid.

— Bestimmen Sie selbst Ihre Rückkehr, Herr Advokat.

Adolf Kurtz hatte einige Augenblicke überlegt.

— Ich kann heute nicht noch einmal kommen.

— So erzeigen Sie uns morgen oder übermorgen die Ehre ...

— Wie der Herr Graf will.

— Kurtz griff nach seinem Pelze.

— Herr Advokat!

— Was wollen Sie noch?

— Der Herr Graf möchte die Angelegenheit kennen . . .

— Die mich zu ihm führt?

— Ja, Herr Advokat.

Er warf den Pelz auf den Sessel zurück.

— Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich ihn nur auf zwei Minuten zu sprechen wünsche, daß ich ihn sprechen müsse!

Der Bediente wollte fort.

— Warten Sie! rief Kurtz.

— Sie befehlen?

Adolf zog eine neue Karte hervor und schrieb mit seinem Silberstifte einige Worte darauf.

— Hier!

— Danke, mein Herr!

— Beeilen Sie sich, meine Zeit ist kostbar!

— Ich werde meine Pflicht erfüllen.

Der Advokat war wieder allein.

— Ich könnte wohl wiederkommen, murmelte er lächelnd vor sich, aber ich will nicht! Soll ich von den Launen des Herrn Grafen abhängen?

Der Bediente kam zurück.

— Treten Sie ein, mein Herr!

In demselben Augenblicke ward die Thür geöffnet, die von dem Korridor aus in das Vorzimmer führte.

Eine Dame trat ein.

— Was geschieht hier? fragte sie überrascht.

Der Diener verneigte sich tief.

— Gnädige Gräfin!

— Sie melden Besuch an, Fritz?

Fritz verneigte sich noch einmal.

— Der Herr Graf will empfangen ...

— Sie haben schon angemeldet?

Fritz zuckte mit den Achseln.

— Ich konnte Ihnen nicht Meldung machen, da Sie ausgefahren waren.

— Aber jetzt bin ich zurückgekehrt, pünktlich um elf Uhr, wie ich versprochen hatte.

— Der Herr Advokat Kurtz ...

— Wo ist der Advokat?

Die Dame, eine schlanke und hagere Gestalt, brachte das goldene Lorgnon, das sie an einer feinen Kette trug, vor die Augen.

— Wo ist der Advokat?

Sie sah über den kleinen Mann hinweg, als ob sie es für unmöglich hielt, daß dieser der Ange-

meldete wäre. Adolf antwortete nicht, aber er lächelte furchtbar bitter.

Fritz übernahm die Antwort.

— Der Herr Advokat steht vor Ihnen, gnädige Frau!

Sie sah auf ihn herab.

— Ah, Sie, Sie wären . . .?

— Der Rechtsanwalt Adolf Kurtz!

Er sah stolz empor, ohne sich zu verbeugen.

— Sie verdienen Ihren Namen in der That! rief sie lachend.

— Ich gestehe zu, daß ich nicht allzusehr in das Auge falle!

— Verzeihung, ich bin sehr kurzsichtig! Sie wollen also meinen Gemahl sprechen?

— In einer Rechtsangelegenheit, die keinen Aufschub erleidet. Statt den Herrn Grafen zu mir zu bescheiden, wie ich füglich würde gekonnt haben, bin ich zu ihm gegangen . . . Sie sehen, daß der kleine Mann sich schicklich zu benehmen weiß. Sind Sie zu kurzsichtig, um ihn zu sehen, so hören Sie ihn . . . Ich setze nämlich voraus, daß Sie nicht auch harthörig sind . . .

Die Dame wich betroffen zurück.

— Mein Herr, sprechen alle Rechtsanwälte so?

— Wenn es nöthig ist, noch unumwundener. Klarheit ist in Rechtssachen das erste Erforderniß; hat man sie nicht, so sucht man sie sich zu verschaffen . . .

Auf einen Wink der Gräfin entfernte sich Fritz.

— Folgen Sie mir mein Herr!

— Wohin?

— Zu dem Grafen von Hohenbusch, meinem Gemahle.

Die Gräfin überschritt zuerst die Schwelle der Thür, die sie geöffnet hatte.

— Kennst Du den Rechtsanwalt Kurtz? fragte sie eintretend.

— Nein! antwortete mürrisch die Stimme eines Mannes.

— Ich stelle ihn Dir vor!

Der Graf saß oder lag vielmehr in einem Schaukelstuhle, der neben dem glänzenden Porzellanofen stand, aus dem eine auffallende Wärme strömte. Die Luftheizung genügte nicht, den Hitzegrad hervorzubringen, dessen der erkrankte Graf bedurfte, um sich vor Frösteln zu schützen. Trotz der Temperatur, die dem Gesunden lästig, trug der Leidende einen eleganten Schlafpelz, der seine ganze Gestalt einhüllte. Die Füße staken in braunen Pelzstiefeln und Pelz hüllte

auch die Hände ein, daß nur deren Fingerspitzen zu erkennen waren. Der Graf, ein stattlicher Mann von kaum vierzig Jahren, hatte bereits einen kahlen Kopf, den nur noch im Nacken ein spärlicher Haarkranz schmückte. Der militärisch zugestutzte Schnurrbart, braun und gekräuselt, stand seinem feinen und eleganten Gesichte gut. Seine Wangen waren von der Hitze leicht geröthet.

— Was bringst Du, Ida? fragte er kalt.

— Den in Rede stehenden Advokaten.

— Er hat sich schon anmelden lassen.

— Treten Sie näher, mein Herr, ich bitte!

Adolf Kurtz präsentirte sich.

— Verzeihung, Herr Graf, daß ich beharrlich darauf drang, mich Ihnen vorzustellen . . .

Der Graf setzte seine seidene Mütze auf das kahle Haupt.

— Sie sehen, Herr Advokat, daß ich krank bin; ich pflege nur Besuche in Gegenwart meiner Gemahlin zu empfangen, die die etwa nothwendigen Unterredungen vermittelt, indem mir das anhaltende Sprechen schwer fällt. Dort steht ein Sessel, nehmen Sie Platz und nennen Sie mir den Grund Ihres Besuchs. Mir ist es lieb, wenn Sie alle Weitschweifigkeiten vermeiden.

Der Advokat lehnte sich ruhig an den bezeichneten Sessel.

Die Gräfin trat hinter den Gemahl und legte die feine Hand auf seine Achsel.

— Errege Dich nicht, flüsterte sie ihm zu, Du bedarfst nothwendig der Ruhe.

Er legte das Haupt zurück und schloß die Augen.

Kurtz hatte mit scharfen Blicken beobachtet, ihm war schon klar geworden, welche Stellung die Gräfin dem Gemahle gegenüber einnahm.

— Bleibe bei mir, Ida! flüsterte er kaum hörbar.

Sie antwortete durch einen leichten Druck, den sie mit der Hand auf die Achsel des Gemahls ausübte.

Ida war nicht gerade schön zu nennen, da ihren Körperformen die Rundung fehlte; aber ihr edel geschnittenes Gesicht, ihre lebhaften Augen, ein überaus feiner Teint und glänzend schwarzes Haar, das in schweren Locken an den Schläfen herabhing, um die Magerkeit des Gesichts zu verdecken, machten sie interessant. Ihren Mund mit den schneeweißen kleinen Zähnen konnte man geradezu reizend nennen, wenn auch ein leiser Anflug von Malice ihn stets umschwebte. In der Kunst, Toilette zu machen, war sie Meisterin. Ein bronzefarbenes Seidenkleid umfloß

ihren schlanken Körper. Ihr Kopfputz bestand aus einer Schnur weißer Perlen, die sich durch die üppige zu einem Kranze zusammengelegte Flechte wand. Kleine mit Diamanten besetzte Boutons glänzten in den zarten Ohrläppchen. Ein kurzer Kragen vom feinsten Pelze bedeckte ihre Schultern, und an dem breiten schwarzen Gürtel, der eine zum Umspannen dünne Taille abzeichnete, hing eine werthvolle Damenuhr.

Der Advokat hatte einige Augenblicke schweigend beobachtet. Das gräfliche Paar hatte ihm ein lebhaftes Interesse abgewonnen. Der kranke apathische Mann, die lebhafte und zugleich listige Frau, die ihn zu beherrschen schien . . . wahrlich, die Elemente einer gewinnbringenden Intrigue lagen vor, und der Rechtsanwalt suchte Gewinn.

— Ich darf also in Gegenwart der gnädigen Frau verhandeln? fragte er ruhig.

Der Graf nickte ohne die Augen zu öffnen.

— Beeilen Sie sich! sagte stolz die Dame.

— Hier ist ein Wechsel, den der Herr Graf acceptirt hat.

— Geldgeschäfte! flüsterte verachtend die Dame.

— Der Werth desselben beträgt zwölftausend Thaler.

Jetzt regte sich der Leidende.

— Sie wissen wohl, daß der schurkische Advokat Hube mich betrogen hat.

— Ich weiß es, Herr Graf!

Ida fragte kalt:

— Muß der Wechsel jetzt bezahlt werden?

Kurtz verneigte sich.

— Heute ist der Verfalltag! Ich bin beauftragt, das Papier zu präsentiren.

Er holte ein zierliches Portefeuille aus der Brusttasche seines schwarzen Frackes. Ehe er das Gummiband löste, das das Büchlein umschloß, fragte er:

— Wollen Sie, Herr Graf, das Papier einlösen?

Der Gefragte regte sich nicht.

Ida streckte die Hand aus.

— Wo ist der Wechsel?

— In meinem Portefeuille.

— Ich bitte, geben Sie ihn mir!

— Er beträgt zwölftausend Thaler.

— So haben Sie mir schon gesagt.

Adolf sah lächelnd auf sein Taschenbuch.

— Herr Adreas Hube ist der Aussteller.

— Ah, rief der Graf, er also!

— Ich bin der Bevollmächtigte Herrn Hube's.

Eine ziemliche Pause war eingetreten.

— Die Zahlung überrascht uns, meinte Ida. Prolongiren Sie, Herr Advokat?

Der kleine Mann zuckte mit den Achseln.

— Bedauere, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann.

— Warum nicht?

— Weil ich gemessene Ordre habe . . .

— Wozu, wozu?

— Die Wechselhaft zu veranlassen . . .

— Mein Gemahl ist krank.

— So müßte ich eine Beschlagnahme beantragen, die viel Aufsehen erregen würde.

Die Gräfin lächelte stolz.

— Wir sind doch sicher genug, nicht wahr? Hat man uns auch um einen Theil unseres Vermögens gebracht, wie allgemein bekannt, so bleibt doch noch genug, daß wir unsere Verpflichtungen erfüllen können. Es bedarf freilich zuvor eines Arrangements, da der gewaltige Schlag uns so jäh betroffen . . . Wollen Sie, Herr Advokat, dieses Arrangement übernehmen?

— Ich? Ich?

— Man hat Sie mir als den gewandtesten Anwalt geschildert . . .

— Vergessen Sie nicht, gnädige Frau, daß ich bereits Herrn Hube diene . . .

— Du lieber Himmel, dürfen Sie deßhalb nicht andere Aufträge übernehmen?

— Wenn diese Aufträge mit den bereits vorhandenen nicht kollidiren, o ja! Im vorliegenden Falle müßte ich für und gegen Herrn Hube auftreten.

— Sie vermitteln ja nur!

— Verzeihung, gnädige Frau, ich muß ablehnen, muß die Pflicht erfüllen, die ich vorher übernommen habe. Hube, ein pünktlicher Geschäftsmann, hat den Wechsel, weil er von dem Herrn Grafen angenommen war, statt Zahlung erhalten und keinerlei Bedenken getragen, über den Werth zu quittiren. Ich nun, der Verwalter seines Vermögens, sorge für die Realisirung der eingehenden Papiere . . .

— Oh, oh! stöhnte der Kranke. Meine Schmerzen sind heute unerträglich!

Die Gattin flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

— Bleibe in Deiner Ruhe, schloß sie laut; ich werde die Angelegenheit ordnen!

Sie trat von dem Sessel des Leidenden zurück.

— Herr Advokat, ich bitte Sie, mir in mein Zimmer zu folgen; mein Gemahl ist nicht in der

Lage, sich mit Geschäften zu befassen ... Sie sehen es ja. Wenn es Ihnen gefällig ist ...

— Ida! rief der Graf, der die Hände auf seine Kniee gelegt hatte.

Ida ging zu ihm und drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirn.

— Was willst Du noch, mein Lieber?

— Schaffe mir Ruhe um jeden Preis!

— Es soll an mir nicht fehlen!

Er sah ihr mit einem Lächeln nach, das seine Zweifel ausdrückte.

Kurtz verneigte sich und folgte der Dame, die ihn in ein reizendes Boudoir führte, das durch den Korridor von dem Krankenzimmer getrennt ward. Die dort mit Ordnen beschäftigte Zofe entfernte sich auf den Wink der Herrin.

— Wir sind allein, begann Ida, nachdem der Gast Platz genommen hatte; ich halte es für rathsam, den Kranken von der Unterredung auszuschließen, die nachtheilige Folgen für ihn haben kann. Antworten Sie mir frank und frei: ist eine Verlängerung des Wechsels möglich oder nicht?

— Nein! antwortete der Anwalt.

— Und was geschieht, wenn wir nicht zahlen?

— Ich lege zunächst Beschlag auf ihre beweg-

liche Habe, da der Kranke nicht in das Schuldgefängniß zu führen ist.

Die Dame zuckte leicht zusammen.

— Das wäre ein harter Schlag für uns! sagte sie seufzend.

— Ich kann ihn leider nicht abwenden.

— In diesem Falle muß ich Ihnen entdecken, daß der Graf Spuren von Geistesstörung zeigt, die ihn Dinge begehen lassen . . .

— Ah, rief lächelnd der kleine Mann, das ist ein wohlfeiles Mittel, sich der Zahlung einer Schuld zu entziehen. Der Herr Graf hat den Wechsel also im Zustande des Wahnsinnes unterzeichnet . . .

Ida erbleichte.

— Sie sprechen harte Worte aus, mein Herr! Ich will Sie jedoch ruhig hören, da sich die Wahrheit dessen, was ich behaupte, bald herausstellen wird, wenn Sie Ihre Forderung bis zum Aeußersten geltend machen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, Vortheil von dem Leiden meines Gemahls zu ziehen, und den Leuten, die ihm vertraut haben, Schaden zuzufügen; nein, im Gegentheil . . . Ich möchte nur mit Ihnen berathen, um einen Mittelweg zu finden, auf dem wir sicherer das Ziel erreichen, als durch Anwendung von Gewaltmaßregeln. Schon

seit einiger Zeit hat sich mir die Befürchtung aufgedrängt, daß mein armer Gemahl sich auf weitere Verbindlichkeiten eingelassen hat, die zu erfüllen ihm schwer werden muß, da sein Vermögen durch den heillosen Betrug, den alle Welt kennt, erschüttert ist ... Er hat sich stets zu sorglos gezeigt, hat überall mit vollen Händen gespendet, wenn Freunde mit Bitten zu ihm kamen ... Noch weiß ich nicht, wie die Wechselschuld entstanden, die Sie zu uns führt; aber ich möchte wetten, daß er aus Gefälligkeit seine Unterschrift gegeben hat.

— Die Veranlassung zu dem Accepte, gnädige Frau, thut Nichts zur Sache.

— Ich begreife das; aber es liegt noch eine Wahrscheinlichkeit vor ...

— Was vermuthen Sie?

— Daß der Name meines Gemahls gefälscht ist. Es gibt Leute, die seine Gutherzigkeit mißbrauchen.

Der Advokat lächelte still vor sich hin.

Die Gräfin wartete auf die Wirkung ihrer Worte.

— Möglich! rief der kleine Mann nach einer Pause. Aber ich glaube nicht daran. Herr Andreas Hube ist der Besitzer des Wechsels ...

— O, ich will ihn nicht verdächtigen!

— Liegt ein Falsum vor, so muß es von Herrn Hube ausgehen, den ich als meinen Klienten energisch in Schutz nehme. Doch lassen wir das ... Es handelt sich jetzt um die Beseitigung der ersten Angelegenheit ...

Die Gräfin fragte erstaunt:

— Gibt es deren noch mehrere?

— Nur noch eine, gnädige Frau. Lassen Sie hören, was Sie mir vorzuschlagen haben. Es soll nicht scheinen, als ob ich gehässig verführe ... Ich will sogar an den Zustand des Herrn Gemahls glauben, da ich ihn krank gesehen habe ... Bleiben wir also bei dem ersten Falle ... Wie wollen Sie die Wechselschuld zahlen?

— Geben Sie uns zwei Monate Frist.

— Gut.

— Sie begreifen wohl, daß der Eklat vermieden werden muß.

— Ich begreife es vollkommen. Bedingungslos kann ich indeß Ihren Wunsch nicht erfüllen.

— Fordern Sie Zinsen?

— Nein!

— Was sonst?

— Ihre Bürgschaft, gnädige Frau!

Die Dame stutzte.

— Ich soll bürgen? Mein Gott, ich bin arm ... Das ganze Vermögen stammt aus der Familie meines Gemahls ...

— Giriren Sie den Wechsel und ich gebe zwei Monate Frist!

Ida überlegte nicht lange. Sie las das Papier, erkannte die Schriftzüge ihres Mannes und setzte ihren Namen an die Stelle, die der Advokat, listig beobachtend, andeutete. Dann schob er den Wechsel in seine Tasche zurück. Die Gräfin, der Alles daran lag, Aufschub zu erlangen, athmete auf; aber sie warf einen scharfen Blick auf den kleinen Mann, der ein zweites Papier hervorholte, indem er kalt sagte:

— Gehen wir zu einer anderen Angelegenheit über!

— Sind wir noch nicht zu Ende?

— Nein! Dieser Wechsel ward gestern meinem Klienten, Herrn Adreas Hube, zur Einlösung vorgelegt, das heißt: man brachte ihn mir, da ich der Geschäftsträger des Rentiers bin. Das Papier ist von dem Herrn Grafen Hohenbusch ausgestellt und soll ... er betonte das letzte Wort ... von Andreas Hube acceptirt sein. Das Accept ist falsch ... man hat sich zwar bemüht, die Handschrift Hube's zu imi-

tiren; es ist aber nicht ganz gelungen. Das Papier ist von dem Herrn Grafen an einen Bankier verkauft, der acht Tage vergebens auf Einlösung gewartet, da der Aussteller es selbst holen wollte ... Die ganze Manipulation erregte von Anfang an Verdacht, aber man schwieg aus Rücksicht auf den Herrn Grafen, der mit dem Bankhause schon manches Geschäft gemacht, früher nämlich ... Ich habe das Papier eingelöst, um vor der Hand das Aufsehen zu vermeiden ... Nicht wahr, der kleine Mann hat sich gut benommen? Hier ist der Wechsel, bezahlen Sie ihn und die Sache mag abgethan sein.

Kurtz zeigte das Papier.

Ida starrte es an.

— Sie berichten mir seltsame Dinge! stammelte sie.

— Leider sind es Thatsachen, die bewiesen werden können.

— Dann hat mein Mann im Wahnsinne gehandelt.

— Wollen Sie zahlen?

— Unsere Kasse ist erschöpft.

— Schaffen Sie Rath, gnädige Frau!

— Es ist unmöglich!

— Ich gebe Ihnen Frist bis diesen Nachmittag fünf Uhr.

— Und dann?

— Muß ich dem Staatsanwalte das Papier übergeben.

— Herr, mein Gott!

— Den Gang des Prozesses brauche ich Ihnen nicht zu schildern, Sie haben ihn bei Lorenz Hube kennen gelernt.

Die Dame war leichenblaß geworden.

— Ich weiß Nichts, stammelte sie, gar Nichts!

Der Advokat hatte sich erhoben.

— Sie müssen wissen, was zu thun ist! Die Summe, gnädige Frau, ist nicht groß ... Es liegt nun in Ihrer Hand, einen Kriminalprozeß abzuwenden, der Sie arg kompromittiren muß. Bis fünf Uhr treffen Sie mich in meiner Expedition ...

Ida sprang auf.

— Warten Sie noch, ich bitte, ich beschwöre Sie!

— Adolf zog seine Uhr.

— Es ist schon spät, ich habe dringende Geschäfte!

— Ich komme zu Ihnen!

— Wann?

— Bis fünf Uhr.

— Auf Wiedersehen!

Der Advokat grüßte vornehm und ging. Ida, die am Fenster stand, sah ihn in den Wagen steigen.

— Gräßlich! flüsterte sie. Unsere Verhältnisse brechen zusammen ... Wo finde ich Rath und Hilfe? Die Zeit ist kurz bemessen, alle Hilfsquellen sind erschöpft ...

Sie eilte über den Korridor in das Gemach des Kranken.

— Alexander, rief sie, was hast Du gethan?

Der Leidende blickte auf.

— Was ich gethan habe?

— Ich kann nicht schweigen, ich muß Deine Ruhe stören!

— Erkläre dich, Ida!

— Du hast einen Wechsel ausgestellt, den der Advokat als falsch bezeichnet.

Die beiden Gatten starrten sich einander an.

— Halte nicht zurück, stammelte die Frau, bekenne mir Alles! Du hast Hube's Handschrift nachgeahmt!

Der Graf verließ seinen Sessel und schwankte durch das Zimmer. Auf dem Stuhle neben dem Fenster sank er nieder.

— Verdammt, verdammt, tausendmal verdammt! rief er, die geballte Faust emporstreckend.

Ida stürzte zu ihm, ergriff die krampfhaft geballte Faust und fragte in durchdringenden Tönen:

— Ist es wahr, Alexander, ist es wahr?

Der Graf hatte sich bald wieder gefaßt.

— Was ist denn eigentlich geschehen? fragte er mit einem seltsamen Lächeln. Da ereifere ich mich und weiß noch nicht einmal, was der kleine Advokat von Dir gewollt hat ...

Sie berichtete kurz.

— Alexander, schloß sie, Du mußt mir die Wahrheit bekennen, sonst sind wir verloren! Bis fünf Uhr bleibt uns Zeit zu handeln ... Hast Du das Papier mit einer falschen Handschrift versehen?

— Bah, der Bankier ist ein Schurke!

— Erkläre Dich, Alexander!

— Und die Sippe der Advokaten will sich an mir rächen, weil ich jenen Hube denunzirt habe!

Die Gräfin rang die Hände.

— Alexander, fragte sie fast drohend, haben wir den Wechsel zu fürchten?

Der Gatte streckte die Hand aus.

— Es wäre gut, murmelte er dabei, wenn wir ihn einlösten ... Ja, ja, rief er hastig, schaffe das Papier aus der Welt, es könnte doch verhängnißvoll werden. Mein Gott, ich habe ja gar nicht die Ab-

ficht gehabt, den Filz zu bevortheilen! Seine Unterschrift war mir nöthig, um rasch Geld zu beschaffen ... Ich wollte in das Bad reisen, Du weist es ja ... Eine Bagatelle, eine wahre Lumperei! Hole Geld und vernichte das Papier ... Es muß vernichtet werden!

Der Graf schwankte zu seinem Sessel zurück, ließ sich darauf nieder und drückte mit beiden Händen die Kniee, in denen er heftige Schmerzen empfand. Wimmernd stieß er Flüche und Verwünschungen aus. Dann legte er den Kopf auf die Lehne und schloß die Augen.

Ida starrte ihn an.

— Es ist doch wahr! flüsterte sie vor sich hin. Ich weiß nicht, ob ich ihn beklagen oder verdammen soll. Er ist bis zum Betrüger herabgesunken ... Jener winzige Mann, eine lächerliche Erscheinung, braucht uns zu denunziren, und der Graf Alexander von Hohenbusch, der Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter, wird infam gemacht!

Sie sank weinend auf die seidene Ottomane, die unter dem lebensgroßen Bilde des Gemahls stand. Es war still in dem prachtvollen Raume, dessen Wände kostbare Tapeten bedeckten und dessen Boden weiche Teppiche mit strahlenden Blumen schmückten.

Die Mittagssonne, die ihre Strahlen durch die hohen Fenster sandte, ließ das vergoldete Sims unter der kunstvoll bemalten Decke erglänzen. Welch' ein Jammer inmitten dieser Pracht! Es stand nicht nur die Armuth, sondern auch die Schande an der Schwelle des imposanten Hauses, in dem noch vor wenig Monaten herrliche Feste gefeiert worden waren. Wo sonst die elegante Welt in lauter Freude sich getummelt hatte, herrschte jetzt Schrecken und Verzweiflung.

Die vergoldete Pendule auf dem Schreibtische ließ laute Schläge erklingen.

Die Dame fuhr erschreckt auf.

— Zwölf Uhr! stammelte sie mit bebenden Lippen. Die schreckliche Stunde rückt immer näher. Wohin soll ich mich wenden, um Rath zu schaffen?

Sie trocknete die feuchten Augen.

— Ich kann ihn nicht schonen, ich muß ernstlich mit ihm reden, trotz der Krankheit!

Das Mitleid mochte sie übermannen, als sie sich dem Grafen näherte, der regunglos auf dem Plüschsessel lag; sie preßte beide Hände auf den kurz athmenden Busen und neigte schmerzlich das Haupt.

— So weit ist es gekommen! flüsterte sie. Und die Welt glaubt noch an unsere Ehre, an unsern Wohlstand! O, hätte ich den Sohn nicht, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt! Ich muß dulden, ich muß ausharren, um das Gräßlichste abzuwehren! Wie viel habe ich nun schon aufgeboten ... Ich habe den Gemahl sogar als sinnverwirrt hingestellt, um

seine mehr als leichtsinnigen Streiche in einem milden Lichte erscheinen zu lassen . . .

Der Graf zuckte wie im Krampfe zusammen. Dann brach er in ein gräßlich schallendes Lachen aus, dem er die Worte folgen ließ:

— Schaffe Geld, Ida, oder ich zerschmettere mir den Schädel.

Er schlug sich mit der Faust an die bleiche Stirn.

— Alexander! rief die entsetzte Gattin.

— Zuvor jedoch muß der Advokat stürzen!

— Fasse Dich, ich werde das Mögliche thun.

Sie hielt die bebende Hand des Gemahls.

— Ida, ich habe Deinetwegen gesündigt!

— Meinetwegen?

— Du warst krank, sehr krank!

— Nein, nein!

— Und doch!

— Der Arzt hatte die Badekur vorgeschrieben, Dir wie mir! Versetze Deine Schmucksachen, sie sind werthvoll, das Leihhaus gibt dreitausend Thaler darauf . . .

— Alexander, ich habe bereits den größten Theil meiner Juwelen fortschaffen lassen . . .

Bestürzt starrte er die Gattin an.

— Schon? Schon? hauchte er aus beklommener Brust.

— Ich mußte nicht nur die gewöhnlichen Ausgaben decken, sondern auch einige kleine Schulden bezahlen, die sehr drückend waren.

Der Graf kniff die bleichen Lippen zusammen.

— Oh, oh! stöhnte er. Das ist hart, sehr hart! Und ich hatte darauf gerechnet!

— Auf meine Juwelen! stammelte die arme Frau.

— Genug! befahl der Gemahl. Sinnen wir auf Abhilfe! der Wechsel muß zurückgekauft werden.

Der Graf starrte düster vor sich hin.

— Nicht nur die Krankheit, murmelte er, auch die äußere Lage macht mir das Leben zum Ekel. Ich werfe die Last ab, wenn das Drängen nicht bald ein Ende nimmt.

In schmerzlicher Wuth drückte er die Faust an die Augenhöhlen.

— Ich darf ihn nicht völlig entmuthigen, dachte die Dame; ein Eklat käme zu dem andern ... Alexander, rief sie bittend, verliere die Fassung nicht, wir können uns ja noch retten! Denke an unsern Sohn!

Der Kranke ließ die Hand sinken.

— An ihn habe ich soeben gedacht, auch an Dich, Ida! Entziehe mir Deine Achtung nicht, beruhige Dich vor der Hand mit der Versicherung, daß ich aus Liebe zu Dir und meinem Sohne schwach gewesen bin ... Wir mußten in das Bad reisen ...

Seine Gedanken schienen sich zu verwirren, mit unsteten Blicken sah er durch das Fenster.

— Ich muß die Schuld meines Vaters büßen! flüsterte er vor sich hin. Die Krisis konnte nicht ausbleiben, ich habe sie lange, lange aufgehalten ...

Aber noch darf die Kette nicht zerreißen, die mich aufrecht erhält ... Ich will ausfahren ...

— Alexander!

— Es ist besser, wenn ich selbst komme.

— Wohin willst Du fahren, lieber Mann? fragte Ida, die ihre Seelenpein niederkämpfte, mit scheinbarer Fassung.

— Wohin?

— Du bist leidend, überlaß mir die Sorge, hörst Du?

Heftige Schmerzen durchrüttelten den Körper des Grafen.

— Ich muß wohl! rief er ächzend. Ach Gott, ich muß wohl! Die Krankheit wird unerträglich und kein Arzt vermag Linderung zu schaffen ...

— An wen wende ich mich?

— Ja, an wen! rief bitter schmerzlich der Leidende. Die guten Freunde weichen zurück, wenn sie Hilfe leisten sollen; sie vergessen die Freundschaft, sie vergessen Alles, um sich vor Ausgaben zu wahren. Keiner ist fähig, ein Opfer zu bringen ... Von meinen Bekannten ist Nichts zu hoffen.

— Hast Du schon Alles versucht?

— Alles, meine Quellen sind erschöpft ... Würde ich mich sonst des Mittels bedient haben, das uns in diese schreckliche Lage bringt?

— Auch ich habe bereits im Kreise meiner Bekannten geforscht ...

— Gehe zu der verwittweten Oberst von Gaudorf.

Ida schüttelte weinend das Haupt.

— Das Weib ist kolossal reich! rief der Graf.

— Aber eben so geizig.

— Deine mütterliche Freundin, wie sie sich nennt . . .

— Hat mich schon abgewiesen.

Die kurze Berathung, die nun stattfand, lieferte kein Resultat. Leute, die helfen konnten, hatten nach den gemachten Erfahrungen den Willen nicht, eine kleine Summe vorzustrecken, und den Bereitwilligen fehlte es an Geld, sie selbst waren arm. Die beiden Gatten sahen sich verzweiflungsvoll an.

— Das Geld muß beschafft werden! jammerte die Frau.

Der Graf hatte sich noch einmal durch das Zimmer geschleppt.

— Ida, murmelte er, bist Du fähig, gewisse Vorurtheile schwinden zu lassen, die Dich bisher okkupirt haben?

— Ich bin es! Unsere Nothlage ist der Art, daß ich nicht schwanken kann.

Der Kranke sagte zögernd:

— So wende Dich an die Baroneſſe . . .

Er wagte nicht, den Namen auszusprechen, denn er sah, daß seine Gattin heftig zusammenzuckte.

— Alexander! hauchte sie entsetzt vor sich hin.

— Juliane von Winkel ist gutherzig, auch besitzt sie die Mittel . . .

Ida ließ das Haupt auf die Lehne der Ottomane sinken.

— Ich kann es nicht! schluchzte sie.

— Dann, fügte der Graf hinzu, sind wir verloren! Niemand hilft, wenn nicht die Baronesse.

In diesem Augenblicke ward an die Thüre geklopft.

— Still! rief der Graf.

Die Gattin trocknete rasch ihre Thränen. Dann öffnete sie die Thüre. Der alte Fritz, der an der Schwelle stand, überreichte einen Brief.

— Der Bote, fügte er hinzu, wartet auf Antwort.

— Bleibe im Vorzimmer, Fritz.

— Sie schloß die Thür.

— An Dich, Alexander! Soll ich Dir vorlesen?

— Nein, gib, gib!

Er nahm mit bebender Hand das Papier, erbrach das Kouvert und las.

— Ich kenne den Mann nicht! murmelte er.

— Wer ist der Absender?

— Georg Forst ... Ich lese den Namen zum ersten Male.

— Was verlangt er von Dir?

— Eine Unterredung in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit. Er mag nach acht Tagen wiederkommen.

Ida ging zur Thür und gab dem Bedienten den Auftrag, die Antwort des Grafen dem Boden zu

ertheilen und somit war die Sache abgethan. Die Berathung begann wieder; sie schloß damit, daß Ida, die einen andern Ausweg nicht erblickte, die Baronesse aufzusuchen und um ein Darlehen zu bitten versprach. Wahrlich, dieser Entschluß kostete der armen Frau große Ueberwindung; der Leser wird das Opfer, das sie durch diesen Schritt brachte, bald völlig würdigen können.

— So will ich denn gehen, sagte sie zu ihrem Gemahl; erkenne daraus, daß mir die Ehre unseres Namens höher steht, als der Stolz, den ich der Baronesse gegenüber stets gezeigt habe. Aber ein Versprechen verlange ich dafür.

Die Brust des Grafen war sichtlich erleichtert.

— Was verlangst Du?

— Daß wir unser städtisches Besitzthum verkaufen und das kleine Gut auf dem Lande beziehen, wo wir ohne Aufwand zu machen leben können.

Alexander nickte mit dem Kopfe.

— Wir werden uns einschränken! murmelte er.

Ida sah sich genöthigt, den Wagen zu benutzen, da das Wetter zu rauh war. Sie gab Auftrag, daß der Kutscher vorfahre. Ach, es ward ihr recht schwer, den Domestiken die mißliche Lage der Herrschaft zu verbergen und mit Anstand die nöthigen Befehle zu ertheilen. Sie fuhr in einer prachtvollen Equipage durch die Straßen, das Herz mit tiefem Weh erfüllt. Hätte sie nur Entbehrungen zu ertragen gehabt, sie würde es verschmäht haben, die Baronesse zu besuchen;

aber um der Schande auszuweichen unternahm sie den schweren Weg, den Weg zu der verhaßtesten Frau, zu der gräßlichsten Feindin, die sie auf dieser Erde hatte. Ihr war, als läge eine Centnerlast auf ihrer Brust; sie konnte kaum noch athmen als der Wagen anhielt und der Bediente den Schlag öffnete.

— Ich will nicht mehr denken! flüsterte sie vor sich hin. Blind will ich auf das unvermeidliche Ziel losgehen, und Alles, was hinter mir liegt, vergessen. Es handelt sich um die Ehre der Familie, um die Freiheit meines Mannes.

Auf dem Korridor des ersten Stockes blieb sie stehen.

— Mein Gott, mein Gott, flüsterte sie, ich will der Baronesse alle Kränkungen verzeihen, die sie mir zugefügt hat, wenn sie mir ihre Hilfe nicht versagt! O, wie traurig sind unsere Verhältnisse ... ich muß meine letzte Zuflucht zu der Baronesse von Winkel nehmen!

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schrader, August,

Ein Waisenmädchen Roman von August Schrader

Bd.: 1

Leipzig 1875
P.o.germ. 1843 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319788-8